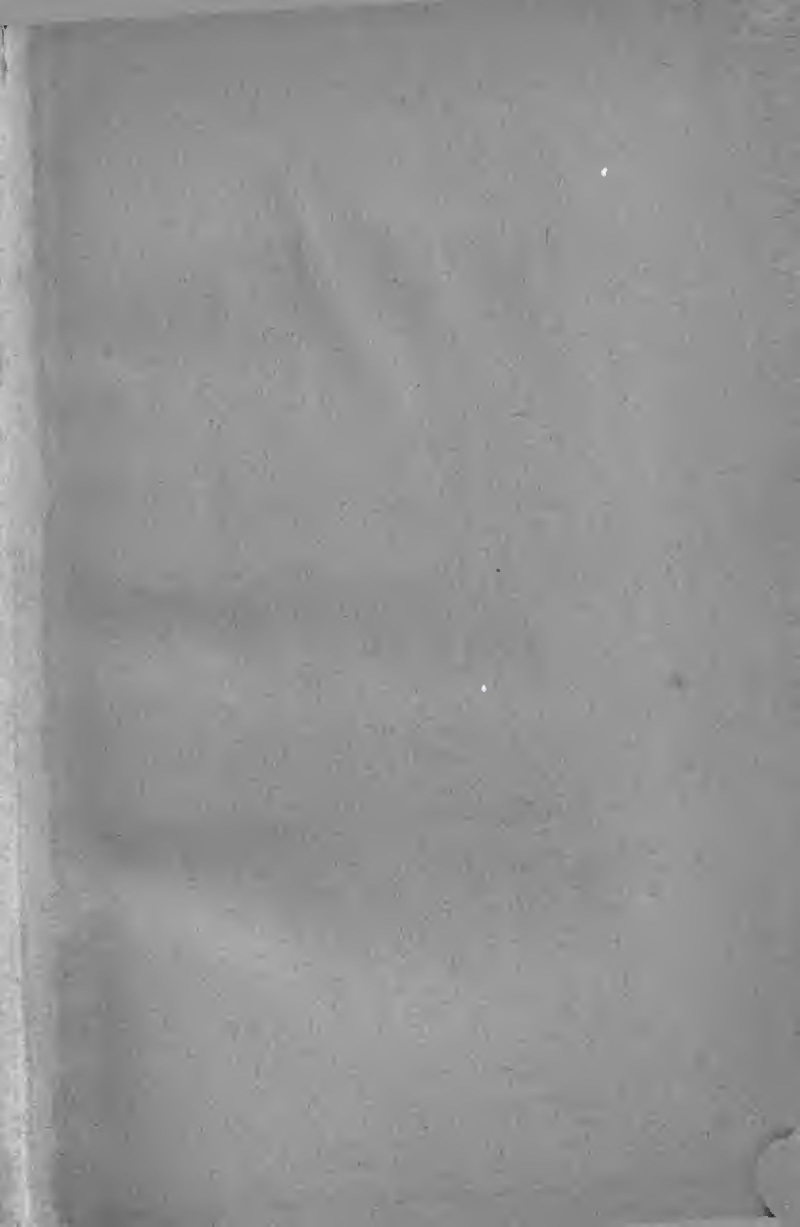






DAS BUCH DER LIEBE







STRINDBERGS WERKE
DEUTSCHE GESAMTAUSGABE

DAS BUCH DER LIEBE



STRINDBERG 1906
Aufnahme von Axel Malmström in Stockholm

AUGUST STRINDBERG

DAS BUCH DER LIEBE

UNGEDRUCKTES UND GEDRUCKTES
AUS DEM BLAUBUCH

VERDEUTSCHT VON
EMIL SCHERING



1920
GEORG MÜLLER VERLAG MÜNCHEN
GERMANY

Einzige vom Dichter und seinen
Erben autorisierte deutsche Ausgabe

13. bis 17. Tausend.

DAS UNVERMEIDLICHE

Der Lehrer sprach:

Die Frage, was man mit Recht zu bereuen hat, ist sehr verwickelt. Ich verfolgte die Laufbahn eines Dichters aus der Entfernung. Ich las mit grösster Bewunderung seine Schriften, die mir von einer andern Welt zu sein schienen. Seine Dramen atmeten alle eine Wehmut und eine Furcht vor etwas unbekanntem Schrecklichen, das kommen mußte. Seine Philosophie im „Schatz der Armen" war die eines Heiligen. Man atmete nicht mehr Luft in seiner Landschaft, sondern reinen Äther. Er war damals gegen vierzig Jahre alt, und ich erwartete jeden Tag zu lesen, der Dichter sei in ein Kloster gegangen.

Aber dann las ich: er habe sich mit einer Schauspielerin verheiratet; er ziehe mit ihr herum, und sie zeige sich nackt in einem seiner Stücke. Jetzt schrieb er nämlich neue Stücke für sie; und jetzt, wo sie zynisch und roh waren, gewann er die grosse Volkstümlichkeit, die er bisher nicht hatte erreichen können. Er gab seine Person, seine Dichtung, seine Frau preis. Und wie er sank, weinte ich in meinem Herzen. Eines Tages stand in der Zeitung, die Geliebte seines Lebens habe ihn verlassen. Das brauchte aber nicht wahr zu sein!

Sein Schicksal quälte mich. Es kam mir vor, als sei es vorherbestimmt gewesen. Alle seine Dramen aus der Zeit, da er noch nicht verheiratet war, handelten von diesem Schrecklichen, das er voraussah und fürchtete. Auch schien es mir, als habe er ins Schlammbad tauchen müssen; als sei er gezwungen worden, sich vom Leben beschmutzen zu lassen und zwar gerade auf diese Art. Als habe er nicht das Recht, den Himmel vorweg zu nehmen; als dürfe er nicht ein heiliges reines Leben führen.

Es ist schrecklich, weil es unerklärlich ist.

Der Lehrer fuhr fort:

Dieses Schicksal erinnert mich an das indische Drama Urvasi: Ein Büsser, der sich in die Einsamkeit zurückzieht, um durch Entsagung seine Seele zu reinigen, kann schliesslich so hohe geistige Fertigkeiten erreichen, dass seine Macht den niedrigen Gottheiten gefährlich wird. Um den Büsser in seiner geistigen Entwicklung zurückzuhalten, sandte Indra eine Apsara, eine Art göttliche Bajadere, um den Büsser zu stören und zu verführen.

Gleicht das nicht dem Fall, den ich anführte? Wie kann da der Verführte ein Gefühl von Schuld haben? Oder das Recht besitzen zu bereuen, was er nicht verschuldet? Nun ist ja der Dichter etwas anderes als der Büsser, und um das Leben in allen seinen Seiten und Streiten schildern zu können, muss er ja das Leben gelebt haben. Was wäre Shakespeare als Dichter gewesen, wenn er wie ein guter Junge gelebt, des Vaters ehrliches Gewerbe fortgesetzt und in freien Mussestunden über seine kleinen Verhältnisse geschrieben hätte? Wenn man auch nicht viel von dem grossen Briten weiss, sieht man doch in seinen Schriften, was für ein stürmisches Leben er geführt hat. Es gibt kaum ein Unglück, das er nicht durchgemacht; kaum eine Leidenschaft, die er nicht empfunden. Hass und Liebe, Brunst und Rache, Mord und Brand, alles scheint er durchlebt zu haben, als Dichter nämlich. Ein wirklicher Dichter soll und muss seine Person für seine Dichtung opfern. Ich stelle mir ein Shakespeare-Denkmal so vor: Herakles zündet seinen eigenen Scheiterhaufen auf dem Berg Oeta an; gibt sein reiches Leben als ein Selbstopfer der Menschheit! — Das zu hören, war eine Erquickung, nicht wahr?

Der Schüler antwortete: — Wahrhaftig, du kannst lösen und du kannst binden; jetzt hast du mich gelöst!

UMGÄNGLICHE MENSCHEN

Der Lehrer sprach:

Wenn ich ein Charakterdrama sah, habe ich mich immer gefragt, ob die Menschen so einfach und durchsichtig sind. Es gibt eine Gruppe Menschen, aus denen man nie klug wird. Sie sind von Natur so angelegt, dass sie sich aus lauter Entgegenkommen dem Umgang anpassen. Ein solcher Mensch kam in meinen Dunstkreis; ich fand ihn sympathisch, liebenswürdig, gutmütig. Als ich einem Dritten gegenüber meine Ansicht über den umgänglichen Freund aussprach, antwortete der: — Dann kennst du ihn nicht! Das ist ein boshafter Mensch, er hat sich nur dir gegenüber angenehm gemacht!

Dann kam ein Vierter: — Der? Das ist der falscheste Mensch, den es gibt!

Schliesslich kam seine Frau: — Nein, er ist weder boshaft noch falsch; er will es den Menschen nur recht machen. Im Anfang unserer Bekanntschaft (er gestand es später ein) hatte er beschlossen, mich durch Entgegenkommen zu gewinnen und die Liebe dadurch zu unterhalten, dass er mir alles zu Willen tat, beinahe alles; mir nicht widersprach. Ein Jahr lang hatte ich keine Ansicht von ihm gehört, nur meine Gedanken. Ich glaubte, er habe keinen Willen, keine Ansichten, ja nicht einmal Gefühle. Er kam mir nur wie ein Spiegel vor, in dem ich mich selber sah. Ich traf niemals ihn, nur mich. Da wurde ich seiner müde, wusste mich nicht zu zügeln, verlangte danach, dass er etwas Unrechtes tue. Aber da kam er selbst! Mit einer Charakterfestigkeit ohnegleichen verliess er Gatte, Kind und Heim! Um seine Seele zu retten, wie er sagte. — Hast du denn eine Seele? fragte ich. — Urteile selbst, antwortete er und ging!

Es ist gefährlich, umgänglich zu sein; und es ist gefährlich, die Menschen für einfach zu halten.

VORM TIER KRIECHEN

Der Lehrer sprach:

Wenn man der Begierde sofort nachgibt, schenkt ja die Aufhebung eines gewissen Zwangs einem das Gefühl von Befreiung. Dieses Lustgefühl fassen wir beinahe als Belohnung auf; schliessen daraus, dass wir recht gehandelt haben, wenn wir dem bellenden Hund den Knochen hinwarfen. Hätten wir aber unterlassen, dem Hund zu geben, so hätte er nicht die Gewohnheit angenommen. Wir könnten stolz unseres Weges gehen, im Bewusstsein, uns nicht vor dem Tier gebeugt zu haben, indem wir es bestachen, damit es schwieg. Das Lustgefühl ist in Sieg verwandelt; Machtgefühl ist mehr als Wollust.

Kriech nie vor dem Tier: dann kommt es nicht über dich! Eine unerlaubte Begierde unterdrücken, heisst die Uhr aufziehen. Die Feder krimpt, dass sie knirscht, aber dann erst zieht sie. Spar deine Kraft für dich selber, dann siegst du in den Kämpfen des Lebens über deine Feinde. Das ist die höchste Lust! Verschwende deine Manneskraft nicht: mit der wird das Weib dich unterdrücken.

Du weisst sehr wohl, was ich mit der Begierde meine: dass ich nicht mässiges Essen und Trinken meine. Und du verstehst sehr gut, was verschwenden ist. Du musst auch nicht glauben, dass die Begierde mit dem Alter abnimmt. Aber der Verstand wächst in grösserem Verhältnis, und der Wille auch. Nur darum wird der Sieg verhältnismässig leichter.

Diese Aufklärung kriegst du geschenkt. Behalt sie und zeig, dass du intelligent genug bist, eine tatsächliche Aufklärung annehmen zu können.

NETZE UND SCHLINGEN

Der Schüler fragte: Was sagt Swedenborg vom Weib? — Nichts Besonderes, soviel ich mich erinnere; aber in seiner Symbolik bezeichnet der Mann das Vernünftige, das Weib die Eigenliebe. Die Ehe ist für ihn ein Sakrament, eine heilige Handlung, die das Niedrige adelt; einen vergessen lässt, was sich in Erinnerung bringt; deren Zweck das Kind ist. Der Ehebruch ist für ihn das grösste von allen Verbrechen, denn er fälscht Gottes Ebenbild; die Folgen sind Generationen hindurch zu spüren, erschüttern das Erbrecht, unterschieben Stammtafeln, setzen fremde Kinder auf den Geburtsschein: das ganze Gefühlsleben wird pervers. Wenn du ein christlicher Mann bist und dich mit einer heidnischen Frau verheiratest, wirst du erfahren, was Heidentum ist. Du verheiratest dich, wie du glaubst, mit einem Engel; siehst dann aber Tier und Teufel zum Vorschein kommen. Kannst du dann das Zeichen des Kreuzes machen und wie Tobias am Fuss des Bettes dein Gebet verrichten, so flieht der Teufel: Der gedeiht nicht, wo das Wasser rein ist. Swedenborg sagt: Lasterhafte Frauen werden Hexen, welche denen, die sie hassen, eingeben, dass sie sie ums Leben bringen, denn sie wissen, dass sie nicht sterben können. Dann klagen sie die als Mörder an und verbreiten es. (Diese werden schliesslich wie Skelette.) Kennst du den Typus wieder von gewissen berühmten Mord-Prozessen, wo kein Mord begangen war? Salomo predigt: „Und ich fand etwas, das ist bittrer als der Tod: Ein Weib, dessen Herz Netze und Schlingen sind. Wer in Gottes Augen angenehm ist, entgeht ihr; der Sünder aber wird von ihr gefangen.“

Der Schüler: Da wir aber alle Sünder sind . . .

Still, du!

VERGÄNGLICH UND UNVERGÄNGLICH

Der Lehrer sprach: Viel Elendes habe ich in der Welt gesehen, aber etwas so Erbärmliches wie eine heidnische Frau, die ihre Schönheit verehrt, habe ich nicht gesehen. Sie malt sich wie ein Götzenbild; weihräuchert sich mit Parfüms; ihr soll geopfert werden mit Blumen, edlen Steinen und teuerm Wein. Das ist ihre einzige Religion, und der Ketzer muss auf dem Scheiterhaufen sterben. Sie hat Andachtstunden vor dem Spiegel im geschlossenen Zimmer: Angesicht gegen Angesicht mit sich selbst. „Ich liebe mich!" ist ihr Credo. „Und ich danke Gott, dass ich nicht so hässlich bin wie andere", ist ihr Gratias. Die Schönheit ist eine Gabe Gottes, aber sie ist am schönsten, wenn die Besitzerin nichts von ihr zu wissen scheint und sie nicht zur Grausamkeit missbraucht. Auf etwas so Vergängliches wie glatte Haut und anmutige Muskelbündel baut sie ihre Seligkeit. Die besteht darin, Männer leiden zu sehen. Es ist nämlich Herrschsucht, Zerstörungssucht, die sie erfüllt; nicht so sehr Wollust, Gatten trennen, Verlobungen sprengen, Liebhaber verabschieden, das ist die Aufgabe der Schönheit für sie. Aber es kommt ein Tag, er kommt mit Naturnotwendigkeit, da schrumpft die Haut ein, da trocknen die Muskel oder schwellen; da kann der Spiegel nicht mehr schmeicheln. Da wird auch der Verschmähte von grenzenlosem Mitleid ergriffen mit der Unverständigen. Immer kommt sie dann zu dem Verstossenen und sagt: Tröste mich! Was soll er antworten: Werde gut, so wirst du wieder schön!

Diese Schönheit habe ich unter weissem Haar und gelber Haut leuchten sehen; ich habe sie in den Augen einer Achtzigjährigen gesehen. Das waren die schönsten Augen, an die ich mich erinnere.

Diese Schönheit ist unvergänglich!

TEMPERATUR

Der Schüler sprach:

Wenn man ein Piano stimmt, darf man es nicht in reinen Oktaven stimmen, denn dann werden die Intervalle falsch. Das nennt man Temperatur. Eine Gitarre kann nie rein gestimmt werden, sondern schwebt immer; und das ist der Reiz des Instrumentes. Die Verbindungsgewichte der Chemie sind immer mit Dezimalbrüchen behaftet. Es gibt nicht ein Kristall im Mineralreich, das vollkommen ausgebildet ist nach Achsen und Winkeln.

Mit einem Wort: alles ist unvollkommen, mangelhaft. Regelmässige Kunstwerke werden leicht langweilig wie regelmässige Schönheiten. Vollkommene Menschen oder fehlerfreie sind oft unerträglich. Ein wenig Sünde kleidet einen Menschen hier in der Welt der Unvollkommenheit. Auch in ihnen muss Temperatur sein. Man hat die Pflicht, die Schwächen der Menschen zu übersehen. Das Vollendete von einem Kind zu verlangen, ist vollständig unrichtig. Eltern und Lehrer fordern jedoch völligen Gehorsam, vollendeten Fleiss, vollständige Kenntnis der Aufgabe. Das ist verrückt.

Anderseits aber hat der, der Fehlerfinder heisst und überall Fehler sieht, auch recht; aber er sollte manchmal übersehen. Jeder Gegenstand, den man kauft, hat einen Fehler; und es ist lange Übung nötig, um fürlieb nehmen zu können. Sowohl Käufer wie Verkäufer klagen über einander. Ebenso Gatten unter einander, Eltern und Kinder, Herrschaft und Diener.

Nichts stimmt, alles schwebt; aber es soll sich vielleicht schwebend halten, um nicht falsch zu werden.

DAS UNPRAKTISCHE IM TREBERESSEN.

Der Lehrer sprach:

Die Jugend sagt: Was sollen wir mit der Weisheit des Alters? Wir wollen selbst lernen! Ich pflege zu antworten: Ja, lernet selber, von uns! Welches Vermögen, die reichen Erfahrungen von andern erben zu können, diese teuern unsaubern Versuche nicht selber machen zu müssen! Wenn die Jugend dort anfinge, wo wir aufhören, gingen Welt und Menschen mit Riesenschritten vorwärts. Statt dessen beginnt jeder vom Anfang, sich aber darum handelt, eine neue Glühlampe zu auf dem moralischen Gebiet nämlich. Wenn es machen, beginnt man nicht mit dem Elektrophor oder der Friktionsmaschine, sondern setzt die letzte Erfindung der Vorgänger fort. Ich habe mich wohl auch gefragt, ob man sich erst verbrennen muss, um das Feuer zu scheuen. Aber ich habe meine Kinder nicht an den Ofen gehen und die roten Klappen anfassen sehen, um die Probe zu machen, ob es brennt; sie haben es sich sagen lassen und deshalb die schmerzhafte Erfahrung nicht machen brauchen. Ich habe mich wohl gefragt, ob man erst mit den Schweinen essen muss, ehe man die Hausmannskost zu würdigen weiss; und ob der verlorene Sohn ein notwendiger Durchgangstypus ist. Aber alle diese dummen und frechen Fragen hat das Leben mit nein beantwortet!

ERINNERUNGEN

Der Schüler nahm das Wort:

Oft hat meine Erfahrung dieses Wort der Theosophen bestätigt, dass wir auch auf einer höheren Ebene leben, von der wir unsere Eingebungen, Ideen, Intuitionen bekommen. Und nach solchen Besuchen (nächtlichen?) gedeihe ich hier unten nicht, finde alles pervers, mangelhaft und verkehrt. Ich bin einmal auf die seltsame Idee gekommen, dass ich mein Heim anderswo besitze und dass ich durch die Erinnerung mein jetziges Heim in einer gewissen Ähnlichkeit mit dem rechten eingerichtet habe. In meiner jetzigen Häuslichkeit gab es ein Zimmer, das nach gewissen Stürmen zwei Jahre lang so beschädigt war, dass es aussah, als habe der Teufel dort gehaust. Dann geschah dieses: eine unerwartete Summe Geld fiel in meine Hände. Am nächsten Morgen erwachte ich mit der bestimmten Mahnung, das Zimmer auszubessern und zu möblieren. Ich ging sofort zum Tapezierer; wusste so genau, welche Möbel und Gardinen ich haben wollte, dass die Stoffe, als ich sie sah, mir bekannt und lieb erschienen. Ein Arbeiter kommt, lügt nicht, arbeitet leise wie ein Geist. In einigen Tagen ist das Zimmer fertig. Als ich da eintrat, wurde ich von einer Ekstase ergriffen. Ein Schauer überlief mich, als habe ich diesen Raum schon früher unter glücklichen Verhältnissen gesehen. Und wenn ich jetzt allein in das Zimmer gehe, sehe ich, dass es etwas gleicht, an das ich mich nicht erinnere, das aber auf mich wartet. Ich glaube zu wissen, dass ich dort auch von meiner einzigen rechten Gattin erwartet werde; von meinen Kindern, Freunden und Verwandten. Dass dieses Unvollkommene nur schlecht kopiert ist aus einer dunkeln Erinnerung. Wenn es so wäre!

KINDER SIND WUNDERKINDER

Der Lehrer sprach:

Was du sagst, stimmt ja zu Platos Erinnerungslehre. Er meint, alles, was das Kind lernt, gewinnt es nur zurück aus einem Vorhergehenden. In meiner langen Erfahrung ist es mir oft vorgekommen, dass ich Personen getroffen habe, die das erstemal wie alte Bekannte waren; dass die Frau, die man liebt, einem gleichsam verwandt, für einen geschaffen, in unsern Weg gesandt ist. Am meisten aber fällt das bei unsern Kindern auf. Alle Kinder sind, trotz allem Geschwätz, Wunderkinder. Bis sie schweigen gelernt haben. Kleine Kinder sagen ja oft Dinge, dass man verblüfft ist. Sie verstehen alles, was man spricht, auch wenn man es ihnen zu verbergen sucht. Sie scheinen Gedankenleser zu sein, verraten unsere geheimsten Absichten, bestrafen uns im voraus. „Tu das nicht!“ sagte mein zweijähriges Kind, ehe meine Absicht noch halb gereift war. Was? fragte ich. Das Kind antwortete nicht, aber lächelte schelmisch, überlegen, als habe es sagen wollen: „Das weisst du schon selber.“ Als das Kind schweigen gelernt hatte, stiess es mit dem Fuss an den Stuhl, wenn das Gespräch der Eltern ins Unpassende glitt. Oft sprach es wie eine ältere Person, welche die Sache besser versteht. Mit drei Jahren fällte es diese Äusserung über seine Pflegerin: „Hanna ist ja ganz nett, aber sie versteht Kinder nicht zu behandeln.“ Wenn die Mutter betrübt war, sagte das Kind: „Setz dich her und sei nicht traurig; ich werde dir ein Märchen erzählen.“ Ich will nur hinzufügen: es war kein Nachäffen, wie der Affenkönig wohl glauben möchte. Was war es also?

DIE RELIGION DES DUNGHERRN

Der Lehrer sprach:

— Wenn ein Mann seine Frau liebt, so hat **sie** alle Gewähr, gut behandelt zu werden, so lange sie sich nämlich anständig beträgt. Alles Gerede von Ungerechtigkeit gegen die Frau, von ihrer Unterdrückung ist Unsinn. Der Mann hat die ganze Kultur allein geschaffen. Er hat ihr Haus gebaut, ihre Erde bestellt, die Maschinen erfunden, die ihr Arbeit ersparen. Er hat das Feuer im Streichholz gefangen, das Wasser im Bassin gesammelt, das Licht im Dynamo. Mit Feuer und Wasser fährt er um die ganze Erde. Das alles legte er ihr als Opfergeschenk zu Füssen. Als Gegengabe verlangte er nur, dass sie ihm Kinder gebäre und nach seinem Haus sehe, wenn er fort ist. Aber es sieht wirklich so aus, als sei das ganze Leben verflucht worden. Und gerade in seiner Urquelle, denn wer nicht an den Teufel glaubt, wird ein böses Weib aus nächster Nähe sehen.

Der Schüler fragte:

— Hast du nie ein gutes Weib gesehen?

— Nein, antwortete der Lehrer.

— Und nie ein glückliche Ehe?

— Nein, antwortete der Lehrer. Die meisten verbergen das Elend aus Hochmut. Aber das ist daher gekommen, dass der Mann das erste Gebot vergessen und das Weib zu seinem Gott gemacht hat. Das ist die Religion des Dungherrn.

Der Lehrer fuhr fort:

Des Mannes Wohlwollen und Opferwilligkeit gegen seine Frau steht im geraden Verhältnis zu ihrem Benehmen. Wenn also eine Frau von ihrem Mann schlecht behandelt wird, so weiss man, was für eine Sorte sie ist. Die scheinbar untergeordnete Stellung, welche das Weib einnimmt, ist unmittelbar abhängig von der Stellung, welche die Natur dieser unausgereiften Zwischenform zwischen Kind und Mann gegeben hat. Das Kind hat auch eine untergeordnete Stellung. Die ist sehr natürlich, und kein vernünftiger Mensch hat sich dagegen empört. Das Weib ist der Erdgeist, der eine gewisse Harmonie mit dem Erdenleben gewährt. Diesem Erdenleben müssen wir unser Opfer bringen. Darum fühlt man sich zuerst in seinem Heim zu Hause; darum geben Gattin und Kind einen wärmenden Schutz gegen das kalte abstrakte Leben. Die Ehe ist die härteste Schule, in der Entsagung, Überwindung gelehrt wird; wo aber alle Laster blühen, am meisten die Herrschsucht, die das Höllenlaster ist. Wie tief die Söhne des Dungherrn auf der Entwicklungsstufe stehen, geht aus deren Überzeugung hervor, dass sie der Frau gleich stehen oder unterlegen sind. In dieser strafenden Zwangsvorstellung arbeiten sie an ihrem Untergang, wenn sie für die Befreiung des Weibes kämpfen. Denn die Götter wollen sie vernichten!

UNSINNIGE PROBLEME

Der Lehrer fuhr fort:

Warum das Weib als eine Sphinx von den Männern abgebildet wird, hat mehrere Ursachen. Sie ist unbegreiflich, weil ihre Seele unausgebildet ist; sie denkt mit dem Magen, der Leber und der Gebärmutter. Ihre Urteile sind von Interessen und Leidenschaften diktiert, vom Hunger und Geschlechtstrieb; sie zieht Schlussfolgerungen nach der Witterung und dem Mondwechsel. Ihren besten Freund verrät sie für ein Theaterbillett. Sie geht von ihrem kranken Kinde fort, um einen Ballon aufsteigen zu sehen. Sie mordet ihren Mann, um ins Bad gehen zu können. Sie schwört ihre Religion für einen Brillantring ab. Gleichzeitig aber kann sie eine reizende Frau sein, zärtlich gegen ihre Kinder, liebenswürdig, vor allem höflich und zuvorkommend. Sogar eine gute Hausmutter, oder wenigstens im Ruf einer solchen stehen. Sie kann die Illusion hervorrufen, dass sie fein auffasst, ohne eigentlich ein Wort zu verstehen. Sie kann Aufopferung zeigen, die nur Prahlerei ist; fortgeben, um zurück zu bekommen. Warum kann man das Rätsel dieser Sphinx nicht lösen? Weil kein Rätsel da ist! Warum kann man das Weib nicht begreifen? Weil das Problem unsinnig ist. Sie ist eine irrationale Funktion, weil sie mit variablen Grössen unter dem Wurzelzeichen operiert. Man nimmt sie als eine reizende Tatsache hin, wie ein liebenswürdiges Kind, das drei Haare aus dem Bart raufen darf; zieht es aber das vierte, dann ist die Verzauberung aus.

DER SPINNHAUSTYPUS

Der Schüler fragte:

— Was war die grösste Hölle, die du durchgemacht hast?

— Das will ich dir sagen. Als ich von der sogenannten Spinnhausfrau getrennt war und mein kleines Kind besuchte, fand ich das Kind nicht zu Hause. Es war mit seiner Pflegerin ausgegangen. Die machte mit meinem Kind einen Besuch bei ihrer Schwester, die eine Prostituierte war. Ein andermal war das Kind verschwunden. Schliesslich entdeckte man, dass es von älteren Mädchen in den Wald gelockt war. Ich bat die Mutter, das Kind nicht allein auf die Strasse gehen zu lassen. Sie liess es aber doch geschehen. Die Folge war, dass das kleine Mädchen mit vier Strassenjungen angetroffen wurde, die sie unanständige Spiele lehrten.

— Warum nahmst du ihr denn das Kind nicht?

— Nahmst? Die ganze gebildete Gesellschaft verteidigte die verrückte Mutter. (Da siehst du, wie die gebildete Gesellschaft ist!) Dieselbe Mutter gab dem Kind die volle Streichholzschachtel zum spielen. Als ich dem Kind das gefährliche Spielzeug fortnahm, gab die Mutter es dem Kind zurück. Als dieselbe Frau von dem Kind fortreiste, um auf einem Sanatorium sich zu amüsieren, nahm das Kindermädchen Männer ins Haus des Kindes mit und zechte mit denen bis tief in die Nacht. Dieser Spinnhaustypus wurde jedoch für ein „ausgezeichnetes Frauenzimmer" gehalten und läuft noch heute frei herum. Das war die schlimmste Hölle, die ich durchgemacht habe. Als ich aber eines Tages die „grösste Frau" des Landes besuchte und sie bat, meinem Kind zu helfen, da antwortete sie: „Die Mutter ist ein ausgezeichnetes Frauenzimmer."

„DAS LEBEN AUS DEMSELBEN STOFF GEWEBT WIE UNSERE TRÄUME"

Der Lehrer sprach:

Das Leben selber kann sich oft wie ein böser Traum zeigen. Eines Morgens ging ich auf dem Lande spazieren und hing meinen Gedanken nach, als mir eine grosse Ulmer Dogge entgegenstürzte. Ein Bengel stand dabei und lachte. Ich zog meinen Revolver und rief: „Lock den Hund, sonst erschiesse ich ihn." Der Junge lachte nur, der Hund zog sich zurück, und ich ging weiter. Auf dem Rückweg kam mir ein Mann mit einer Flinte entgegen und fragte, wie ich seinem Sohn mit Erschiessen habe drohen können. Ich antwortete, die Drohung habe dem Hund gegolten. Am Abend desselben Tages erzählte man mir, der Hund sei tot aufgefunden. Ich geriet in den Verdacht, ihn vergiftet zu haben. Obwohl ich unschuldig war, wurde ich als Meuchelmörder verdächtigt. Eines Abends besuchte ich mein vierjähriges Töchterchen, das mich unten im Park erwartete. Ich sah sie aus der Entfernung mit zwei unangenehmen Kindern zusammen, aber sie sah mich nicht. Als ich meine Schritte beschleunigte, sah ich, wie sie sich mit den Kindern entfernte. Ich rief; sie hörte nicht. Ich lief und sah sie am Eingang eines Kellers, in den die Kinder sie hinunterziehen wollten. Sie leistete Widerstand, aber die Kinder rissen sie an den Kleidern. Sie schrie jetzt; hörte infolgedessen meine Rufe nicht. Ich wollte zu ihr eilen, aber da trennte uns gerade ein Rasen mit einem eisernen Zaun, den ich aus Furcht vor der Polizei nicht zu betreten wagte. Da stand ich und rief. Schliesslich riss mein Kind sich los, sah mich aber nicht . . . So schauderhaft kann es zugehen!

‚EIN MÄRCHEN ERZÄHLT VON EINEM IRREN'

Der Lehrer fuhr fort:

Um das Leben leben zu können, muss man ein Schlafwandler sein. Auch ein Dichter muss man sein, sich selber und andere täuschen können. Ich habe es recht gut gekonnt: ich bin auf Dachrinnen des dünnsten Bleies gewandelt; bin durchs Feuer gegangen, als sei es Wasser; habe in der Hölle gelebt und sie als Paradies gesehen; habe intim mit meinen gefährlichsten Feinden gelebt und sie dadurch eingeschläfert, dass ich sie wie meine besten Freunde behandelte. Ich habe bei Omphale gesessen, die mir nach dem Leben trachtete; und ich bin nur mit dem Leben davon gekommen, indem ich ihr das grösste Vertrauen und die treueste Liebe zeigte. Sie grübelte über mich, fragte mich aus, aber sie verstand nichts. Ich wurde so naiv, dass sie mein Rätsel nicht lösen konnte; so grübelte sie sich von Sinnen. Diese Sphinx war tüchtig! Ich kam einmal in ein schönes Heim; da lag Friede und Schönheit in der Luft. Da war eine junge unbekannte Mutter mit einem hübschen Kind, und etwas anderes war auch da. Die Augenblicke verflossen mit der vollständigen Illusion für mich, dass ich das Schönste gesehen habe, was das Leben gibt. Aber in zwei Sekunden geschah etwas so Hässliches, dass ich meinen Augen nicht traute. Ich liess mir das Hässliche nicht zum Bewusstsein kommen, sondern liess es fallen: ebenso schön wie vorher ging die Szene weiter. Aber diese zwei Sekunden! Diese, zwei, Sekunden! Ich versuche noch heute mir einzureden, es sei eine optische Täuschung gewesen. Bald gelingt es mir, bald gelingt es mir nicht. Davon zu sprechen, wage ich nicht. Shakespeare:

„Ein Märchen, erzählt von einem Irren."

WEISSE SKLAVEREI

Der Lehrer sprach:

In der ganzen oberen Klasse, durch die ganze Mittelklasse, bis tief hinunter übt man diese Handlungsweise: Wenn sich der Mann verheiratet, vermehrt sich seine Arbeit, die er keinem andern übertragen kann. Seine Frau dagegen schafft sich sofort eine Magd an, die ihren Dienst tut; bekommt sie Kinder, so schafft sie sich noch eine Amme an. Sie selber sitzt beschäftigungslos da und sucht die Zeit mit unnützen Kleinigkeiten zu töten. Auf diese Art kriegt sie weder Appetit zu Mittag noch kann sie nachts schlafen. Abends kommt der Mann nach Haus und will sein häusliches Leben geniessen; dann aber will die Frau hinaus, in Theater und Kneipe. Sie ist nämlich nicht müde, sondern von Beschäftigungslosigkeit gelangweilt, will sich deshalb amüsieren. Die Frau scheint nicht zum häuslichen Leben geboren zu sein, sondern für Theater, Kneipe und Strasse. Darum klagen die Frauen auch darüber, dass sie zu Hause sitzen müssen. Obwohl sie Sklavinnen haben, die ihren Dienst tun, nennen sie sich selber Sklavinnen und halten Kongresse ab für ihre Befreiung, nicht für die ihrer Dienstboten. Ihre vertierten Männer unterstützen sie, ohne zu merken, dass sie Sklaven sind; denn wer für einen beschäftigungslosen Menschen arbeitet, ist ein Sklave. Es steht aber geschrieben: „Ihr seid teuer erkauft, seid niemandes Sklaven!"

Der Schüler fragte:

— Was ist ein Frauenhasser?

Der Lehrer antwortete:

— Das weiss ich nicht. Doch, der Ausdruck wird als Scheltwort von Tröpfen für die benutzt, die sagen, was alle denken. Tröpfe sind die Männer, die sich einem Weib nicht nähern können, ohne den Verstand zu verlieren und treulos zu werden. Sie kaufen die Gunst des Weibes damit, dass sie die Köpfe ihrer Freunde auf silbernen Schüsseln ausliefern; und sie nehmen soviel Weiblichkeit in sich auf, dass sie mit den Augen des Weibes sehen, mit den Gefühlen des Weibes fühlen. Es gibt ja Dinge, die man nicht alle Tage sagt; und man sagt nicht seiner Frau, woraus ihr Geschlecht geschaffen ist. Aber man hat das Recht, es zuweilen zu schreiben. Schopenhauer hat es recht gut geschrieben, Nietzsche nicht schlecht, Peladan ist der Meister*. Thackeray schrieb Mens Wives, aber das Buch wird totgeschwiegen. Balzac hat in der Physiologie der Ehe und in den Kleinen Leiden des ehelichen Lebens Caroline entlarvt. Weininger entdeckte den Trug im Alter von zwanzig Jahren, wartete aber nicht die Rache ab, sondern ging seines Weges. Dass das Kind ein kleiner Verbrecher ist, der sich nicht selber leiten kann, habe ich gesagt; aber ich liebe Kinder doch. Dass das Weib ist, was es ist, habe ich auch gesagt; aber ich habe immer ein Weib geliebt und Kinder mit ihr gehabt. Wer mich Frauenhasser nennt, ist also ein Dummkopf, ein Lügner oder ein Tropf! Oder alles auf einmal.

* Von meiner Übersetzung der Romane Peladans erschien 1910 „Das allmächtige Gold“ bei Georg Müller in München.
Der Übersetzer.

SEI BANGE UM DEIN AUGE

Der Lehrer sprach:

Es gibt Menschen, die so wohlerzogen sind, dass sie schweigen können, ihre Gedanken verbergen; Gedanken, die sie nicht besitzen, aussprechen; sich in fremde Stimmungen versetzen können, als seien es ihre eigenen. Eins aber kann selten erzogen werden: das Auge. Wenn du in einer Gesellschaft bist und jemand hält eine lustige Rede auf den Wirt, in der dessen Schwächen in unpassender Weise blossgestellt werden, so hüte dich, mit einem Blick deinen Beifall zu erkennen zu geben. Dieser Blick kann dir einen Feind fürs Leben schaffen. Wenn du auf der Strasse gehst und siehst, wie der Wind das Kleid eines jungen Mädchens aufwirbelt, so blick nicht dahin. Jemand kann deinen Blick auffangen und dir Übles nachsprechen. Wenn du zusammen mit andern ein Musikstück anhörst, so wechsle nicht mit einem Zuhörer Blicke. Dein beifälliger Blick kann als kritisch, ironisch von dem Spielenden aufgefasst werden, denn der sieht euch im Jacarandaspiegel des Klaviers. Wenn du ein Wohl ausbringst, so spiegle dich lieber im Wein statt umher zu schielen. Ein unstätes Auge erregt Misstrauen, und der Wein verrät gern die Wahrheit. Wenn ich in Gesellschaft gehe, werfe ich mich in eine Trance von Wohlwollen, Rücksicht, unkritisch, ohne nachzudenken; bin aber immer bereit, ein abweisendes oder ausdrucksloses Gesicht aufzusetzen, wenn man in meine Seele einzubrechen sucht. Und auf der Strasse gebe ich meine Augen nicht fort. Man sagt allerdings: Er sieht einen nicht an. Ich antworte: Doch! Aber nicht jeden.

Sei bange um dein Auge!

EIN GANZES LEBEN IN EINER STUNDE

Der Lehrer sprach:

Eine seltsame Geschichte, die ich nicht verstanden habe, an die ich mich aber erinnern muss. Ich wachte eines Morgens auf, ohne bekannte Veranlassung heiteren Sinnes. Einer Mahnung folgend, ging ich in die Stadt hinein. Als ich aufs Geratewohl dahin wanderte, kam ich in das Viertel, in dem ich geboren und erzogen bin. Sah Kindergarten, Schule, Elternhaus. Kam durch enge Gassen; ging an der Volksschule vorbei, in der ich, damals Student, als Lehrer gequält wurde. Sah zwei verschiedene Häuser wieder, in denen ich als Hauslehrer gelitten hatte. Zog nach Norden, kam nach einer anderen Schule, in der ich gepeinigt worden. Auf einen Markt, mit einem Haus, in dem während meiner Kinderzeit unser einziger Verkehr wohnte; zwanzig Jahre später wohnte dort im selben Stockwerk mein schlimmster Feind. Kam an einem Haus vorbei, in dem meine Schwester sich vor dreissig Jahren verheiratete. An einem andern Haus, in dem mein Bruder einen harten Kampf durchkämpfte. Nach einer dritten Schule, in der ich Student wurde; im selben Haus wohnt noch heute mein erster und letzter Verleger. Kam an einem Haus vorbei, wo ich vor vierzig Jahren als Theatereleve angenommen wurde und mein erstes Stück einreichte. An dem Haus, in dem ich mich zum erstenmal verheiratete . . . Da begann es heller zu werden. Ich sah die Möbelhandlung, von der ich das letztemal meine Einrichtung bezog. Ging an der Wohnung vorbei, in der meine Frau und mein Kind vor drei Jahren wohnten.

EIN GANZES LEBEN IN EINER STUNDE

Der Lehrer fuhr fort:

Während einer Stunde hatte ich mein ganzes Leben in lebenden Bildern durchgemacht. Es fehlten nur drei Jahre: dann war ich in der Gegenwart. Das war ja wie eine Agonie oder eine Todesstunde, wenn das ganze Leben vorbeireist. Da wurde ich nach Norden gezogen, wo mein letztes Kind und seine Mutter wohnen. Ein Gefühl sagte mir, mitzubringen: Parfüm für die Mutter; Schulgeld für das Kind; denn heute begann es in der Spielschule. Ich unternahm eine Jagd nach dem Parfüm; es sollte Flieder sein, aber ich musste Maiglöckchen nehmen. Ich wollte auch Blumen haben, fand aber keine. So zog ich nach Norden. Kam in deren Häuslichkeit. Die Sonne schien hinein, der Kaffeetisch war gedeckt, alles strahlte von Schönheit und Wohlbefinden, Gemütlichkeit und Liebe. Ich wurde freundlich empfangen, fühlte in einem Augenblick, dass mein ganzes schwarzes Leben hinter mir lag; empfand das Glück, gerade jetzt zu leben! Als ich von dort wegging, fühlte ich das Glück im Jetzt. Alles Vergangene war nur der dunkle Hintergrund. Ich war dankbar in meinem Herzen, als ich mich an die ganze Vergangenheit erinnerte, durch die ich auf so wunderbare Weise hindurch gekommen war, ohne zugrunde zu gehen.

DAS LÜGENGEWEBE

Der Schüler nahm das Wort: Ich bin achtundfünfzig Jahre alt, habe weniger als andere gelogen; habe darum immer geglaubt, was andere sagten. Wenn ich jetzt auf meine alten Tage mit Jugendfreunden zusammensitze und vergleiche, so finde ich, dass mein ganzes Leben ein Gewebe von Lügen ist. Heute Nacht sass ich mit einem Jugendbekannten zusammen und es entspann sich dieses Gespräch: Ich sprach: Als sich der Fürst von X. verheiratete ... — Verheiratete? Verheiratet ist er nicht. — Ist er das nicht? Ist das auch eine Lüge? — Er ist nie verheiratet gewesen. — Jetzt habe ich zwanzig Jahre lang verbreitet, er sei verheiratet gewesen; eine ganze Geschichte hat sich an diese Lüge geknüpft; die wollte ich eben erzählen, muss sie aber nun fallen lassen. Eine andere Lüge! Dreissig Jahre habe ich erzählt, dass Doktor H. anwesend war, als der Malunger Mörder hingerichtet wurde. Er hatte mir nämlich vorgelogen, er habe als Kandidat den Auftrag erhalten, den abgehauenen Kopf zu untersuchen. Dabei hatte er mir so interessante Einzelheiten gegeben, dass ich sie in der Gesellschaft zu erzählen pflegte. So ein Lügner! — Aber er war doch da! — War er dort? — Gewiss, ich habe ihn hinter dem Geistlichen stehen sehen, als ich das Blutgerüst photographierte. — Du? Hast du . . . Lügst du? Oder hat er gelogen? — Ich lüge nicht. — Nein, jetzt weiss ich nicht, wo ich zu Hause bin. Alles steht auf dem Kopf! Ich habe zehn Jahre lang die Lüge zurückgenommen, die ich verbreitet hatte; ich habe Doktor H. zum Lügner gemacht . . . Man müsste nie sprechen, nie schreiben, nur das Notwendigste, was man gebraucht, zeichnen. Er ist also wirklich dagewesen! Wie soll ich ihm seine Ehre wiedergeben, die ich ihm geraubt habe?

Der Schüler fuhr fort: Das Schlimmste bei der Lüge ist, dass einem seine ganze Person verfälscht wird. Ich hatte mit einer Frau vier Kinder; ich war mit ihr getraut, und nie kam ein Zweifel an meiner Vaterschaft auf, weder bei mir noch bei andern. Eines Tages wurde die Frau auf mich böse und erklärte, ich sei kein Mann. Du weisst, was sie meint. Aber sie sagte es andern auch, und die sagten es mir wieder. Fünf Jahre grübelte ich über die Sache nach; schliesslich glaubte ich selber, es sei richtig. Ihre Lüge drückte mich nieder, und ich wollte mir das Leben nehmen. Da traf ich einen Arzt und beklagte mich bei ihm. Er lachte freundlich, nicht boshaft, und antwortete: Aber du hast ja vier Kinder mit ihr! — Aber die können ja nicht die meinen sein! — Aber es sind deine, und kein Mensch hat es bezweifelt. — Wie kann man denn bezweifeln, dass ich ein Mann bin? — Ja, siehst du, das musst du sie fragen, die Esel! Die Lüge hatte aber diese Folgen: Ich, der Vater, verlor das Interesse; wollte mich nicht mehr für Kinder und Mutter opfern. Aus Furcht, den Verstand zu verlieren, liess ich mich scheiden. Um mir Genugtuung zu verschaffen, verheiratete ich mich von neuem und bekam neue Kinder. Meine Freunde blieben doch bei der alten Lüge: Er ist kein Mann. Obwohl sie die Kinder für die meinen hielten. Aber die Kinder? Von denen sprach man nicht! Nach fünfundzwanzig Jahren traf ich als Witwer meine erste Frau. Sie beklagte ihr und der Kinder grausames Schicksal. Ich fragte nur: Wie konntest du verbreiten, ich sei kein Mann? — Habe ich das? antwortete sie. — Erinnerst du dich nicht? — Ach so! Ja, ich war wohl böse auf dich! ... „Ich war wohl böse auf dich!" Aber den Unsinn des Gerüchtes, den Selbstwiderspruch sahen meine Feinde nie ein, denn der Hass machte sie blind und dumm.

Der Lehrer erwiderte:

Dieses ganze Gewebe von Lügen, Irrtümern, Missverständnissen, das die Unterlage für den Inhalt unseres Lebens bildet, verwandelt ja das Leben selbst in etwas Unwirkliches, Traumhaftes und müsste aufgelöst werden, wenn wir ins andere Leben übergehen. Ich las dieser Tage von einem Mann, der im Sterben lag. Statt das Leben an sich vorbeiziehen zu sehen, wie es gewöhnlich ist, löste sich seine ganze Vergangenheit in einen Nebel auf: die Erinnerung erlosch, alle Bitterkeit und aller Kummer verschwanden; dagegen nahmen alle seine getäuschten Hoffnungen Wirklichkeit an. Er fühlte sich von seiner Frau geliebt, die kalt gegen ihn gewesen war; er dankte ihr für alle Zärtlichkeit, die sie ihm nie erwiesen. Die Kinder, die ihn schimpflich verlassen hatten, sah er jetzt in Glanztagen wieder. Die „Schrittchen“ auf dem Fussboden, die so bezeichnend für ein glückliches Heim sind, hörte er jetzt mit einem sonnigen Lächeln. Der schwarze Herbsttag draussen wurde zum Frühling; kleine Mädchen reichten ihm Rosen zum Küssen, weil dadurch ihr Wert höher werde. Schliesslich sah er sich und die Familie in einer Laube, in der sie aus sächsischen Tassen Kaffee trinken und gelbe Safranbrötchen eintauchen wollten . . . Da schlief er ein. Es war ein schöner Tod und wünschenswert; es war das Paradies. Aus dem Lethe der Alten trank man ja Vergessen des erlittenen Wehs, ehe man die elysäischen Gefilde betrat. Wenn es so wäre! Im Gedächtnis alle Unsauberkeit mitschleppen, kann ja nicht vorteilhaft sein für ein neues Leben in Reinheit. Es gibt Krankheiten, in denen man die Erinnerung verliert!

Möge der Tod eine solche Krankheit sein!

NEMESIS HUMANA

Der Schüler sprach:

Nemesis divina kennen wir: das ist der immanente Ausüber der göttlichen Gerechtigkeit, die jeder Mensch in sich trägt, als ein Hemmungsorgan, um dem Bösen zu wehren. Aber die menschliche Gerechtigkeit ist anders beschaffen. Ich habe dir früher erzählt, wie ich einen Feind bekam, weil ich ihn nicht über mich herrschen lassen wollte; nicht meine Ansichten, meinen Verkehr, meine Ausgaben von ihm bestimmen liess. Ich war im Recht, da ich meine persönliche Freiheit verteidigte; er hatte unrecht. Aber er rächte sich an mir, dass er mir nicht unrecht tun durfte. Des Schlimmsten, das man mir vorzuwerfen hat, von dem man meine Familienunglücke datiert, habe ich mich niemals, streng genommen, schuldig gemacht; die Nebenumstände sprechen mich beinahe frei, wenigstens vor mir selber. In dem Bohemekreis einer Kneipe traf ich sie. Die Männer hatten ihre Geliebten mit, welche sie Frauen nannten. Eine „Frau" war dabei, die keinen Mann bei sich hatte. Als ich nach dem Mann fragte, antwortete die „Frau", er sei fort auf Abenteuer. Der Verkehr wurde fortgesetzt, aber ein Gatte war nie zu sehen. Ich glaubte schliesslich, sie sei ebensowenig verheiratet wie die andern. Kinder hatte sie auch nicht. Nun, wir beide wurden zusammen getrieben. Es kam von selber. Aber erst nachdem sie mich mehrere Male in meiner Wohnung besucht und versucht hatte.

Der Schüler fuhr fort:

Frage: Welcher arme junge Mann, der kaum sein Essen bezahlen kann, hätte nicht angenommen, was sich ihm bot, wenn es auch die Reste einer elenden Liebe waren? Besonders, da ich nicht der einzige war, sondern mit andern, unbekannten, teilte. Überdies gab sie an, der unsichtbare Mann sei fort auf Abenteuer. So war sie eigentlich eine „verlassene und betrogene Frau", mit der ich anknüpfte. Falls sie über den Mann nicht die Unwahrheit sprach, was ich jetzt erst zu glauben anfange. Denn sie war für die Strasse geboren und jedem feil. Ich meine, die Nebenumstände in dieser Geschichte kann man als Hauptsache betrachten.

Der Lehrer sprach:

Der Lügenturm, der nie niedergerissen werden kann. Eine Frau kam zur rechten Zeit in gesegnete Umstände. Als sie wie gewöhnlich die Nähe ihres Gatten nicht ertragen konnte, bat sie ihn, in ein anderes Zimmer überzusiedeln; bat in einem bestimmten und gereizten Ton. Er tat ihr natürlich den Willen. Nach einigen Tagen aber reute es sie. Statt ihn jedoch um Rückkehr zu bitten, was sie für demütigend hielt, reizte sie sich zuerst gegen sich selbst, dann gegen ihn. In doppeltem Zorn ging sie aus dem Haus mit ihrem neugeborenen Kind und zog zu einer Verwandten. Als sie nun aber einen Grund angeben musste, sagte sie, der Mann habe sie verlassen und sie zum Zölibat verurteilt. Die Lüge bekam Flügel, wurde Gespräch, stand in den Zeitungen, ging in die Literatur über, wurde Stück und Roman. Der Mann war im Begriff, sich aus Sehnsucht und vor Scham zu erschiessen, kam aber mit dem Leben davon, indem er wieder für einige Zeit anknüpfte. Als sie nach der Geburt des ersten Kindes erklärte, sie wolle keine Kinder mehr haben, bestand er auf Scheidung. Sie vereinigte ihr Gesuch mit dem seinen, schob aber wie gewöhnlich die Schuld auf ihn. Der Lügenturm wuchs viele Ellen in die Luft.

Der Lehrer fuhr fort:

Nach einem halben Jahr aber war das Verhältnis geregelt: er war ihr Liebhaber. Jetzt hätte der Turm einstürzen müssen, aber er stand, obwohl das Fundament eingerissen war. Ein gewöhnlicher Mensch wäre ja in seiner Stellung wieder aufgerichtet worden, aber er wurde es nicht. Er durfte sich nie verteidigen. Das war sein Karma, wie die Theosophen sagen, sein Schicksal. Er musste die Schuld tragen, während er keine hatte. Er musste der schwarze Balder sein, nach dem alle schiessen durften. Schliesslich wurde er so schuldbeladen, dass er die Religion des Kreuzes zu verstehen anfing. Wenn er sich verteidigte, wurde er auf den Mund geschlagen. Da lernte er schweigen und dulden. Eigen war: seine eigenen Schulden trug er so ziemlich, fremde aber waren zu schwer; als er versuchte, sie zu erleichtern, indem er sich selber unrecht gab, wurden sie noch schwerer.

EIN LEIDENDER GOTT

Der Lehrer sprach: „Ein leidender Gott" war den Griechen eine Torheit, da sie sich einen Gott als Tyrannen dachten, der sich am Leiden der Menschen weidet. Aber der scheinbare Widerspruch wird gelöst, wenn man sich vorstellt, dass ein heiliges Wesen sich in der Menschheit deponiert und diese Menschheit sich dann besudelt. Das wird ja ein grenzenloses Leiden, wie der es durchmacht, der das Beste seiner Seele und seiner Gefühle bei einem Weib niedergelegt hat. Wenn sie dann hingeht und sich besudelt, so besudelt sie ihren Gatten. Oder ein Vater ist in seine Kinder übergegangen und will durch sie seine besten Triebe vervielfältigen und sein Ebenbild veredelt sehen. Wenn die Kinder sich entehren, so leidet der Vater. Der Stamm welkt, wenn die Wurzeln beschädigt werden. So denke ich mir Gottvater, wenn die Verbrechen der Menschheit stinken und ihn entehren; vielleicht drohen, seine eigene Heiligkeit anzustecken. Er wird zornig werden und trauern, sich besudelt fühlen, ehe er das vom Krebs geschädigte Glied, das die Menschheit ist, abschneidet. Christus wird nicht mehr schön dargestellt, sondern mit Zügen, die von fremden Sünden entstellt sind; die hat er in sich aufgenommen oder sich geholt, denn wer an Teer kommt, beschmiert sich. Um von dem Unreinen frei zu werden, musste er sterben, indem der Körper vernichtet wurde. Das Grösste im Leiden war die Menschwerdung. Aber Christi Tod kann auch bedeuten, dass der Vater sich von den Sünden der Menschen befreite und die Verbindung mit der schlechten Gesellschaft abbrach. Wer ihn jetzt suchen will, muss sich zu seinen Höhen erheben, durch ein reines Leben den Eintritt gewinnen. Er selbst steigt nicht mehr ins Dungtal; dort wurde ihm die Luft zu dick, die Gesellschaft zu gemischt. Darum haben wir es, wie wir es haben!

Der Lehrer sprach:

Wenn ich eine Zeitlang in der Einsamkeit gelebt habe, beginnen meine Bekannten vor mir sichtbar zu werden. Einige gewinnen aus der Entfernung, werden nur freundlich empfunden, sind von Licht und Friede umgeben. Andere, die ich eigentlich in der Nähe liebe, verlieren und werden als Feinde empfunden. Ich kann also einen Freund in seiner Abwesenheit hassen, ihn für hässlich und feindlich ansehen; kommt er aber nur, tritt sofort freundlicher Kontakt ein. Es gibt ein Weib, dessen Nähe ich nicht vertrage, das mir aber aus der Entfernung lieb ist. Wir schreiben uns Briefe, immer achtungsvoll und freundlich. Wenn wir uns eine Zeitlang nach einander gesehnt haben und uns treffen müssen, geraten wir sofort in Streit, werden alltäglich und unsympathisch; trennen uns im Zorn. Wir lieben uns auf einer höheren Ebene, können aber nicht im selben Zimmer sein. Wir träumen von einem Wiedersehen, dematerialisiert, auf einer grünenden Insel, auf der nur zwei weilen dürfen; höchstens noch unser Kind. Ich erinnere mich einer halben Stunde, als wir drei wirklich Hand in Hand auf einer grünenden Insel am Meeresufer uns ergingen. Da hatte ich den Eindruck, das sei der Himmel. Dann läutete die Mittagsglocke, und wir waren wieder auf der Erde, und gleich darauf in der Hölle.

SPIEL NICHT MIT DER LIEBE

Der Schüler sprach:

Wenn sich ein Mann und ein Weib in Liebe vereinigt haben, entsteht ein einziges Wesen. Dessen Dasein ist ein positives Behagen, solange Harmonie herrscht. Aber dieses Wesen ist ein empfindlicher Empfangsapparat, Coherer. Er ist Störungen durch fremde Ströme auf alle Entfernungen ausgesetzt. Ein Übelstand, den es mit der drahtlosen Telegraphie teilt. Darum ist ein gestörtes Verhältnis zwischen Ehegatten das grösste Leiden, das es gibt. Untreue ist ein kosmisches Verbrechen, das den einen oder den andern Teil in ein perverses Verhältnis zu seinem eigenen Geschlecht bringt. Wenn der Gatte seine Gefühle auf ein anderes Weib richtet, ist die Gattin furchtbaren Wechselströmen ausgesetzt: abwechselnd liebt und hasst sie das Weib, das ihre Nebenbuhlerin ist. Oft kann sie die Freundin der Geliebten des Mannes werden; öfter aber wird sie deren Hasserin. Wer zwischen zwei Liebende tritt, tut es nicht ungestraft. Der Hass, den er weckt, ist so furchtbar, dass er durch die Entladungen gelähmt werden, die Lust zur Tätigkeit und den Willen zum Leben verlieren kann. Darum heisst es auch:

Spiel nicht mit der Liebe.

TESLASCHE STRÖME

Der Schüler sprach:

Zwei Liebende erzeugen Ströme von „hoher Frequenz“, Teslasche Ströme, für die es keine Entfernung gibt. Liebende brauchen schliesslich weder miteinander zu sprechen noch aneinander zu schreiben. Wohnen sie weit voneinander, so ist der abgehende Brief schon von dem andern Teil „empfangen“ worden und hat seine Wirkung getan; ist auch in Gedanken beantwortet worden. Darum kommen alle solche Briefe zu spät und antworten nicht auf die Ansprache. Die allgemeine Erfahrung lehrt, dass ein Liebesverhältnis nicht durch die Post unterhalten werden kann, weil die Briefe einander kreuzen. Unbegründetes oder krankhaftes Misstrauen zwischen Liebenden beruht sehr oft auf fehlerhafter Übertragung; aber die gesunde Eifersucht ist in der Luft zu spüren, da durch fremden Einfluss Störungen auftreten. Wenn diese Eifersucht sich auch in Tatsachen irren kann, so hat sie doch recht, was die Gedanken, die nicht ausgeführten Absichten des andern angeht. Sie hat die Flatterhaftigkeit vorweggenommen und die Gefahr abgewehrt. Liebende können miteinander brechen, aber einander nicht betrügen. Zwischen ihnen gibt es keine Geheimnisse. Wie der Telegraphist zu Hause auf seiner Station sitzen und auf dem Galvanometer ablesen kann, wo der Draht gebrochen ist, so fühlt der Liebende, wo und wann eine Unterbrechung der Leitung droht. Dann hat er entweder den Strom abzusperren, auf dass seine Geliebte abstirbt oder neuen Kontakt sucht; oder er muss die Kraft seines Stroms verstärken, um dem fremden Strom zu begegnen.

WAHRNEHMUNGEN AUS DER FERNE

Der Schüler fuhr fort:

Während des intimsten Zusammenlebens mit einem Weib kam ich, wie Gustav Jäger, dazu „die Seele zu entdecken“. Ich stand immer in Verbindung mit ihr. Oft nur durch undeutliche Wahrnehmung, sehr oft aber durch Geruchsempfindungen; die waren aber subjektiv, weil andere sie nicht wahrnehmen konnten. Wenn sie auf der Reise war, fühlte ich, ob sie sich auf dem Dampfer oder im Zug befand; ich konnte die Umdrehungen der Schraube vom Stossen der Puffer unterscheiden. Zu einer bestimmten Stunde des Tages näherte sie sich mir. Es war fünf Uhr morgens. Als sie einmal in Paris war, änderte sich dieser Besuch auf vier Uhr. Wie ich im Verzeichnis der Zeitunterschiede nachschlug, fand ich, dass die Uhr ungefähr vier in Paris ist, wenn sie bei mir fünf ist. Ein andermal war sie in Petersburg; da traf die Begegnung eine Stunde später ein; und das stimmt. Als sie mich hasste, nahm ich einen Geruch und Geschmack wie von Mortalin wahr; und eines Nachts so heftig, dass ich aufstehen und das Fenster öffnen musste. Wenn sie wohlwollend meiner gedachte, nahm ich den Duft von Weihrauch, manchmal von Jasmin wahr. Diese Düfte konnten sich auch in Geschmackswahrnehmungen verwandeln. Wenn sie ohne mich in Gesellschaften war, hatte ich das Gefühl, als sei sie fort. Wenn sich aber das Gespräch um mich drehte, fühlte ich es, ob man gut oder schlecht von mir sprach.

NOCH MEHR TELEPATHIE

Der Schüler fuhr fort:

Ich brachte eines Abends allein zu Hause zu; ich wusste nicht, wo sie sich befand, hatte aber das Gefühl, sie sei mir verloren. Als es zehn Uhr vierzig wird, strömt mir ein flüchtiger Duft entgegen. Da sagte ich mir: Sie ist im Theater gewesen! Aber in welchem? Ich nahm die Zeitung des Tages, las die Theateranzeigen und fand, dass ein Theater um zehn Uhr vierzig schloss. Bei der Nachfrage erwies sich das als richtig. In einer Gesellschaft, in der ich mich befand, unterbrach ich mich in einem lebhaften Gespräch mit einem Lächeln. — Worüber lächelst du? — Jetzt fuhr der Südzug in den Hauptbahnhof ein. — Ein andermal, unter gleichen Verhältnissen, sagte ich: Jetzt fällt der Vorhang über den letzten Akt in Helsingfors! — Und ich hörte das Beifallklatschen nach meiner Premiere. Das Gespräch der Leute nach Schluß der Aufführung im Restaurant äußerte sich als Läuten in den Ohren. Das kann ich auch von Deutschland hören, wenn ich dort eine Premiere habe; trotzdem ich nicht im voraus weiss, dass ich gespielt werde. Eines Abends hatte ich mich um halb zehn schlafen gelegt; erwachte um halb zwölf bei einem Duft von Punsch und Tabak und dem Eindruck, daß zwei Bekannte in einem Café über mich sprachen. Ich hatte alle Veranlassung, zu glauben, ich sei in irgend einer Weise zugegen gewesen, war aber an diese Erscheinung so gewöhnt, dass ich sie dieses Mal nicht nachprüfte. Flammarion gibt ja in seinem Buch „Das Unbekannte“ hundert ähnliche Fälle.

DIE UNERKLÄRLICHE LOGIK DER EREIGNISSE

Der Schüler fuhr fort: Da wir nun gesehen haben, wie die Seelen der Menschen auf einander wirken können, unbewusst, ohne dass der Absender seine Kraft kennt und der Empfänger von seiner Fähigkeit weiss, will ich einige Fälle von Einfluss erzählen, ohne den Zusammenhang zu erklären. Da es aber einen Zusammenhang zwischen scheinbar getrennten Ereignissen gibt, scheint ja der Zufall ausgeschlossen zu sein. Ich pflegte des Morgens einen Reiter zu treffen, dem ein Reitknecht folgte. Es war ein mächtiger Mann; aus dessen Blicken glaubte ich zu ersehen, dass er mich hasse, tödlich sogar. Die Ursache aber wusste ich nicht. Ich vermied gern die Reiterallee; er brauchte ja nur mit Zügel und Schenkel einen Unglücksfall anzustellen, so wäre ich geliefert. Eines Morgens ging ich am Ufer entlang. In einem Augenblick sah ich diese Szene: ein fremder Reiter kommt mir entgegen; zwei Damen mit einem Hund ebenfalls. Die Damen lachten, der Hund stürzte auf den Reiter, aber ohne zu bellen. Ich sah, das Pferd würde sich bäumen, wenn der Hund Laut gab; dann musste ich niedergemetzelt werden, wenn ich mich nicht auf der rechten Seite hielt. Die Bergwand auf der einen, die See auf der andern Seite, ging ich aufs Geratewohl nach der See zu. Der Hund gab Laut, gerade als das Pferd an mir vorbei kam. Ich hatte die rechte Seite gewählt und war gerettet. Einige Zeit später nahm ich dieses Ereignis als Motiv zu einer Erzählung, indem ich es ausmalte. Als die Erzählung niedergeschrieben war, las ich in der Morgenzeitung, dass der mächtige Reiter, der mich hasste (nicht der fremde), zu Schaden gekommen sei, indem sich sein Reitpferd zur Seite warf, ungefähr an der angegebenen Stelle. Als ich später den einsamen Reitknecht traf, schien er mich mit zornigen Blicken zu betrachten, als verschulde ich den Schaden seines Herrn, oder als ...

GEDANKENSÜNDE, WILLENSÜNDE, WUNSCHSÜNDE

Der Schüler fuhr fort: Ich glaubte auch den Zorn der Enttäuschung in den Blicken des Stallknechtes zu lesen. Über das Thema zu phantasieren hatte ich ja das Recht, da ich Dichter bin. Dachte also: Hatte der mächtige Reiter wirklich die Absicht gehabt, mich niederzureiten, und ist er das Opfer des Rückschlags seines bösen Willens geworden? Aber mir fehlten Faktoren: ich musste wissen, wer der fremde Reiter, wer die lachenden Damen waren. Doch ist es nicht sicher, dass diese Tatsachen mir geholfen hätten, denn ich kannte nicht des Feindes Gefühle mir gegenüber, und die aktiven Personen waren vielleicht unbewusste Vermittler. Dass es einen inneren Zusammenhang in der verwickelten Geschichte gibt, ist sicher. Dass meine Gedanken, die geschriebenen und die ungeschriebenen, in die Ereignisse eingegriffen haben, davon bin ich überzeugt. Wollte aber jemand die Rolle meines Feindes ausforschen und ihn fragen, ob er mich hasse, würde er es sicher leugnen. Die Menschen glauben für ihr innerstes Gedankenleben nicht verantwortlich zu sein. Das ist dieses Doppelspiel, das wir führen. Es dauert lange, ehe man entdeckt, dass die Gedanken Handlungen des Geistes sind; dass die Worte Energieformen von unerhörter Kraft sind. Die Vorstellung des Volkes hat die Ausdrücke beibehalten: Gedankensünde, Willensünde, Wunschsünde. Goethe hat in den „Wahlverwandtschaften“ diese Fragen berührt und unerlaubte Verbindungen geschildert, die nur in der Phantasie stattfanden. Und ich habe allen Anlass zu glauben, dass Jüngling und Mädchen in ihren gestörten Träumen mehr von fremden Phantasien als von ihren eignen angefallen werden. Das ist die Bedeutung der Worte Incubus und Succubus, die der Autor der „Magie des Mittelalters“ nie begriffen hat.

Der Schüler fuhr fort: Alle diese unerklärlichen Feindschaften, Antipathien, Scheidungen, Eifersuchtsdramen, geheimnisvollen Mordgeschichten haben ihre Wurzeln in dem verborgenen Gedankenleben des Menschen. Der treue Gatte kann auf seine Treue schwören, während er in den Gedanken intim mit einem andern Weib lebt. Seine Frau fühlt es und wird von „unbegründeter“ Eifersucht gequält. Der Dieb wird ertappt, aber der Urheber des Diebstahls geht frei aus. Mutter und Sohn wohnen zusammen; ihre Gedanken beginnen zu spielen; der eine suggeriert den andern. Wenn dann das Verbrechen geschieht, ist es so wohl vorbereitet, dass nur die letzte Formalität eintritt. Wenn es aber an den Tag kommt, beschuldigen sie sich gegenseitig. Und sie haben recht. Niemand weiss wie es zugegangen ist; und sie haben recht. Der Richter aber hat sich nur nach Tatsachen und schematischen Gesetzesbestimmungen zu richten. Wer weiss heute, wie der bekannte Brudermord entstanden ist? Der Mörder selbst hat sechs verschiedene Bekenntnisse abgegeben, die vielleicht alle richtig sind; falls sie nicht das Hauptmotiv verbergen sollten, das der Schuldige sich nicht einmal selber eingestehen konnte. Ich kenne einen Mann, der nach einer langen sogenannten Freundschaft, ohne sichtbaren Grund, von einem unauslöschlichen Hass gegen den Freund ergriffen wurde. Die Menschen verurteilten den Undankbaren hart. Aber ich allein kenne die Ursache seines Hasses. Er fühlte sich von der unreinen Begierde des Freundes verfolgt. Dagegen reagierte er und reinigte sich durch einen gesunden kräftigen Hass, den er als Schirm zwischen sich und dem Perversen aufstellen musste. Davon konnte er aber nicht sprechen, denn er hatte keine „Beweise“.

GEGENSTÜCKE

Der Lehrer sprach:

Es kommt mir so vor, als finden sich Swedenborgs Korrespondenzen oder Gegenstücke auf allen Gebieten wieder; als könnten die Naturgesetze, erhöht, auf das Seelenleben der Menschen angewandt werden. Wenn ein Gegenstand dem Vergrösserungsglas zu nahe kommt, so wird er undeutlich. Auf gleiche Weise kann man das Gesicht für seine Geliebte verlieren, wenn sie einem zu nahe kommt. Sie wird klein und undeutlich, verliert Kontur und Farbe. Entfernt sie sich nach dem Brennpunkt, vergrössert sie sich und wird klar. Das ist die Geschichte vom Fürsten und Kammerdiener. Aber es gibt auch Ausnahmen von der Regel. Manche Freunde gewinnen bei der Annäherung; man muss sie oft sehen, sonst ändern sie die Form, werden gespensterhaft und jagen Furcht ein. Andere wieder nehmen sich besser aus der Entfernung aus; jedesmal wenn man sie trifft, geht eine Illusion verloren. Die Anziehung zwischen Liebenden kann sich wie das Quadrat der Entfernung erhöhen, also in umgekehrtem Verhältnis: je grösser die Entfernung, desto grösser der Schmerz des Vermissens. Auch die Lehre von der Elektrizität scheint auf das Psychische angewandt werden zu können. Die Kugeln aus Holundermark ziehen einander an, solange sie von entgegengesetzter Polarität sind. Wenn sie sich aber gegenseitig gesättigt oder übersättigt haben, stossen sie sich ab. Doch die Zurückstossung entsteht auch, wenn ein dritter Körper, ein fremder, zwischen die beiden gebracht wird; dann entsteht Influenz, die nach den Seiten ausschlägt.

ZWEI MACHEN NICHT EIN PAAR

Der Lehrer sprach:

Der Mann sagt: Weib und Heim ist das einzig Richtige. Aber wenn das Weib auch sagt: Mann und Heim ist das Einzige, dann ist es wohl gegenseitig. Es ist also nicht das Weib allein, welches das Leben erträglich macht: der Mann tut es auch. Aber der Mann ist dankbar von Natur; darum singt er ihr Lob, während sie . . . ja, du weisst ja, was sie tut! Gegen besseres Wissen, da sie im Innern zugibt, Mann und Heim seien das Beste. Jedenfalls: Weib und Heim ist das Beste! Wie soll denn das andere sein? Im gleichen Stil! Plato sagt, Mann und Weib sind zwei Hälften, die einander suchen, um ein Ganzes zu bilden. Aber sie müssen keine Hälften sein, da niemals ein Ganzes entsteht. Es scheint, als suche Zweidrittel sein Eindrittel. Das ist schwerer! Oder als seien die Teile von ungleichartigen Grössen. Zwei Drittel eines Apfels zusammen mit einem Drittel einer Birne bilden kein Ganzes. Zwei linke Handschuhe machen kein Paar; zwei rechte auch nicht. Da ist die Gleichheit zu gross! Sie müssen also verschieden sein, aber in gewisser Weise. In welcher Weise, das ist noch nicht entdeckt; und während man darüber grübelt, geht man hin und verheiratet sich.

POESIE UND KORRESPONDENZLEHRE

Der Lehrer sprach:

Das Wesen der Poesie soll darin bestehen, Gegenstücke auf verschiedenen Ebenen zu finden: Swedenborgs Korrespondenzen. Darum ist das Bild, die Metapher, das Gleichnis von grösster Bedeutung; darum ist in Schweden Tegnér am grössten, besonders grösser als Runeberg. Wie es aber im Rhythmus eine Arsis und Thesis gibt, Hebung und Senkung, so auch im Bilde. Wenn ich einen blauen See mit dem Himmel vergleiche, so habe ich den See aus der physikalischen Ebene erhoben, ohne den Himmel herabzuziehen. Nenne ich aber den Himmel eine blaugestrichene Tür, so ziehe ich den Himmel herab, ohne die Tür zu heben. Finde ich in dem Mikrokosmus, der Weib heisst, alle Linien wieder, mit denen der Kosmos aufgebaut ist: die Kegelschnitte des Lichtes, die Ellipse der Planetenbahn, die Parabel des Kometen in den Hüften; die logarithmische Spirale in der Wade; das sphärische Dreieck im Schoss; die Halbkugel in den Brüsten. Weise ich auf die Herleitung der verschiedenen Partien aus dem Stein-, Pflanzen- und Tierreich hin; vergleiche ich das Auge mit einem Edelstein, der in die Schale eines Taubeneis gefasst ist; sehe ich die Muschel im Ohr, die Weinranke in den Nasenflügeln, die Fischschuppe im Nagel; erinnert mich das Haar ans Pampasgras oder den Byssus der Purpurschnecke — so habe ich mehr als Gleichnisse gemacht; ich habe die Natur in ihrem schönsten Abriss geschaut; ich habe die Gleichung des Weibes gegeben, die ich aus dem unendlichen All herleite; das Chaos des Weibes erklärt und es zur Würde erhoben. Doch ohne das Weib zu vergöttern, diesen Erdgeist mit Erinnerungen ans Weltall.

Der Lehrer sprach:

Ich will mit einigen Zitaten aus Lanz-Liebenfels' Theozoologie schliessen: „Die nur der Lüsternheit wegen die Begattung suchen, die nimmersatten Pavianweibchen, die sich vor den Wehen fürchten, die werden sich selbst ausroden und mit dem Kautschuk erdrosseln ... „Übrigens spielt bei dem rassenreinen germanischen Mann das Derberotische eine untergeordnete Rolle; der Beischlaf freut ihn nur dann, wenn das von ihm gewählte Weib allen ästhetischen Anforderungen entspricht . . . „Gar niemand anders als das buhlaffenlüsterne Weib hat die alten Kulturen umgebracht und es wird auch unsere Kultur zertrümmern, wenn wir Männer uns nicht bald besinnen. Das ehebrecherische und sinnliche Weib gehört ins Dirnenhaus, die Würde der Mutter sei ihr entzogen, ihr Name aus dem Buch der Lebendigen getilgt . . . „Was das Weib heute ist, ist es durch Schwert und Kraft des Mannes. Der Mann hat das Weib den Sodomsaffen abgerungen; dafür ist es sein Eigentum . . . „Die Zeit ist da! Die Weiber wollen oder können nicht mehr gesunde Kinder gebären! Die Weiber, die zu Müttern bestimmt wären, die vertrauern ihr Dasein als alte Jungfern, die Hure wird geheiratet, beherrscht unser häusliches und öffentliches Leben. Die Hure im Hurenhaus ist keine Sünde, sie erfüllt dort ihren Zweck. Aber die Hure im Ehebett ist der Untergang der Völker und Staaten."

DOPPELGÄNGER

Der Schüler sprach:

Wenn ein Mann ein Weib zu lieben anfängt, so wirft er sich in eine Trance, wird Dichter und Künstler. Aus ihrem bildbaren, nicht individualisierten Astralmaterial arbeitet er eine Gedankenform heraus, in die er das Schönste giesst, das er in sich hat. So schafft er sich einen Homunkulus, den er als seinen Doppelgänger adoptiert. Und mit dem lässt sie den Mann schalten. Aber dieses Astralbild ist auch die Gliederpuppe, die sie, die Jägerin, aussetzt, um damit zu locken; während sie selber mit geladener Flinte hinter dem Busch liegt und auf die Beute lauert. Die Liebe des Mannes zu seinem Homunkulus überlebt oft alle Illusionen. Er kann einen tödlichen Hass gegen die Geliebte selber gefasst haben, während seine Liebe zum Doppelgänger fortlebt. Aber dieses Maskenspiel gibt Anlass zu den tiefsten Disharmonien und Leiden. Er wird schieläugig, da er zwei Bilder betrachtet, die nicht zusammen fallen. Er will seine Wolke umarmen, aber fasst einen Körper. Er will *sein* Gedicht hören, aber es ist das eines andern. Er will sein Kunstwerk sehen, aber es ist nur ein Modell. Er ist glücklich in seiner Trance, wenn auch die Welt sein Glück nicht begreifen kann. Erwacht er aus seinem Schlafwandeln, dann wächst sein Hass gegen das Weib, je weniger sie seinem Urbild entspricht. Und wenn er seinen Doppelgänger mordet, dann ist die Liebe aus, und der grenzenlose Hass bleibt allein übrig.

IHR STAMMVATER

Als Darwin 1859 der Welt verkündete, er glaube von einem affenähnlichen Säugetier abzustammen, ward die Mitteilung mit einigem Zweifel aufgenommen. Drei Jahre später aber wurde der eben gefundene Gorilla in einer Londoner Menagerie gezeigt, und da zweifelte man nicht mehr: Darwin stammte von einem Gorilla ab! Sein Freund Huxley erkannte ebenfalls die Verwandtschaft an, schrieb eine Abhandlung, die nachwies, dass der Gorilla dem Menschen näher steht als den übrigen Affen. Und nun wurden die Äfflinge Übermenschen, geistige Oberklasse. Lanz-Liebenfels glaubt dagegen, die Gorillisten sind Unzuchtprodukte, obwohl Vogt (der Affenvogt) die Stammtafel aufstellte, die dann von Haeckel vervollständigt wurde.

So sah Darwins Stammvater aus, als er sich verlobte. Erinnert an das japanische Sprichwort: Sag' dem Hund gute Worte, bis du den Stein in der Hand hast!



Aber Adam Krafft glaubte, die Mutter des Menschensohnes habe so ausgesehen!



Und so sieht das Menschenkind aus, wenn es sich aus der Keimhaut entwickelt hat und noch im Mutterschoss schläft. Sieh, wie schön es ist, obwohl das Bild nur aus einer Anatomie geholt ist!



Als in den 1880er Jahren der Materialismus blühte und die Menschen vertierten, entdeckte der Physiologe Charcot die Macht des bösen Willens, die Seele der Mitmenschen so zu beeinflussen, dass sie „besessen" wurden. Das wurde Hypnotismus und Suggestion genannt. Geheimnisvolle Ereignisse mit verbrecherischer Färbung erzählte man; Morde geschahen und Prozesse kamen, bei denen der Mörder angab, er habe unter Einfluss und Druck des Willens einer bestimmten Person gehandelt; sogar aus der Entfernung konnte dieser Einfluss wirken. Damals sprach Charcot die berühmten Worte: In fünfzig Jahren haben wir die Hexenprozesse wieder! Damit erkannte er an, dass es in den Hexenprozessen etwas gab, das nicht Einbildungen und Betrügerei war.

Was verstand man damals unter einer Hexe? Ein Weib (meistens Weiber!), das zufällig die Fähigkeit der Seele entdeckt, aus dem Körper herauszugehen oder aus der Entfernung eine andere zu beeinflussen, meistens auf den niedrigen Gebieten. Daneben müssen sie die Fähigkeit besessen haben, unreine Bilder hervorzurufen, besonders bei Kindern.

Die Römer kannten alle diese Künste, aber verstanden sie nicht. Sie meinten mit Lamia ein Gespenst, das Kinder „säugt"; mit Incubus, der in unreinen Träumen Jünglinge und Jungfrauen besucht, meinten sie Faunus oder den zottigen Pan. Luther spricht noch von diesen Erscheinungen, und Huysmans hat das Phänomen so geschildert, als habe er es in einem Kloster erlebt.

Nun ist die Sache die, wie jeder verliebte Mann weiss, dass das Weib, wenn sie zu einem Mann hingezogen wird, mit ihrer Seele oder mit Teilen

davon in seine Seele eindringen kann: dann verliert er sich selbst und wird besessen von ihr. Jüngling und Mädchen werden im Traum wahrscheinlich nicht von ihren Phantasien, sondern von fremden gequält; und wer sich von Menschen verfolgt glaubt, wird wahrscheinlich von den Gedanken, Liebe oder Hass, der Menschen verfolgt.

Wenn diese Fähigkeit der Seele, unter wilden Zeiten des Verfalls, entdeckt und entwickelt wird, werden die Kräfte von den andern zu andern Zwecken missbraucht. Der Jüngling im Alter der beginnenden Mannbarkeit, der Gegenstand der Neigung eines, vielleicht unbekannten, Weibes geworden ist, wird von dieser gequält, fühlt sich unfrei, besessen, und wird zuweilen versucht, sich das Leben zu nehmen, um von seinem Vampir frei zu kommen. Unglückliche Liebe kann ja mit Selbstmord enden.

Diese Hexen, die bei den Hexenprozessen verbrannt wurden, waren entweder solche Vampire oder Besessene; es gibt Beispiele, dass Hexen, die aus Unwissenheit und Neugier Zauberei getrieben, sich schliesslich selber angaben und um den Scheiterhaufen bettelten, als die einzige Rettung; denn indem sie Böses taten, waren sie in Verbindung mit einer niedrigen Region getreten, die wir ahnen, aber nicht vollständig kennen können.

Albigenser und Tempelherren sollen die Sünde der Zauberei mit allen Abarten ausgeübt haben; und deshalb wurden sie verbrannt, nicht aus religiösen Gründen. Und wenn die Tempelherren auf dem Scheiterhaufen schwuren, sie seien unschuldig, so meinten sie die äussere Handlung, da das Gesetz Gedankensünde, Willensünde, Wunschsünde nicht bestraft.

Die Hexenprozesse hörten auf, aber die Hexerei

besteht zum Teil heute noch. Eine gnädige Vorsehung gab den Menschen die Einbildung, dass es nur Einbildungen seien; und als die Gedanken aufhörten, um diese Stoffe zu spielen, wurden die Menschen immun.

Als mit dem Hypnotismus das Bewusstsein von verborgenen, gefährlichen Kräften zum Leben erweckt wurde, begannen sich die Erscheinungen wieder zu zeigen; und mächtige Geister, besonders in Frankreich, bekämpften einander, aus der Entfernung, oft mit tödlichem Ausgang. Mehrere von denen, welche die Kräfte hervorgerufen hatten, wurden erschrocken und flohen zur Religion, wo sie sichere Hilfe fanden. Andere vergingen in ihrer eigenen Bosheit.

Das Weib, das aus Bosheit oder Herrschsucht mit den Gefühlen eines Mannes spielt, bleibt nicht ungestraft. Die Kokette, die Eifersucht erregt, wird sehr oft durch Eifersucht bestraft; das heisst: von Einbildungen angefochten, indem sie den Mann ein anderes Weib lieben sieht; das aber sollen höllische Qualen sein. Darum heisst es so richtig: Spiel nicht mit der Liebe!

DAS WEIB GIBT GESETZE!

Das grosse Weib hat gesprochen! Sie gibt Gesetze! Höret, Väter, Mütter, Brüder, Schwestern, Bräute!

Obligatorische Prostitution in der Ehe!

Deine Braut, Jüngling, soll vom Arzt untersucht werden, ehe sie Schleier und Kranz nimmt!

Ob in einem Bureau oder zu Hause oder beim Arzt, wird vorläufig offen gelassen!

Aber die Hure von Beruf, die den Akt als bürgerliches Gewerbe ausübt, soll nicht mehr untersucht werden, denn „sie ist ein Mensch mit menschlichen Gefühlen".

Aber eure kleine Schwester, Schwestern! Wenn ihr ihr den Myrtenkranz bindet, soll sie beben vor dem schrecklichen Augenblick, der den heiligen Gelübden vorangeht!

Der Mann ist an die Roheit des Lebens gewöhnt, an militärische Ausmusterung, anthropometrische Versuche, Seemannshäuser und Quarantäne. Aber deine Braut, die nicht in die Roheit eingeweiht ist, soll jetzt behandelt werden, als gehöre sie zu einem zoologischen Garten, einem Gestüt oder einem Nachtcafé.

Das heisst Befreiung des Weibes!

Fouqués Undine ist eine besonders liebenswürdige Erscheinung aus den Tagen der Romantik. Wenn man sie aber jetzt liest, fragt man sich, ob sie erfunden ist; sie ist nämlich mit solchen Einzelheiten geschildert, als sei sie erlebt.

Dieses spielerische und etwas boshafte Kind, beweglich wie das Wasser des Baches, Tochter eines Königs des Meeres, trifft ihren Ritter Huldbrand und erklärt ihm ihre Liebe. Mitten in der Liebesszene ruft sie aus: „Es muss etwas Liebes, aber auch höchst Furchtbares um eine Seele sein. Wäre es nicht besser, man würde ihrer nie teilhaftig?" Und da niemand antwortet, weil niemand verstanden hat, fährt sie fort: „Schwer muss die Seele lasten, sehr schwer. Denn schon ihr annahendes Bild überschattet mich mit Angst und Trauer. Und ach, ich war so leicht, so lustig sonst!"

Das Paar wird getraut, und Undine wird die Gattin des Ritters. In einem vertraulichen Augenblick sagt sie ihm ihr Rätsel: „Du sollst wissen, mein süsser Liebling, dass es in den Elementen (Wasser, Feuer, Luft, Erde) Wesen gibt, die fast aussehen wie ihr (Menschenkinder) und sich doch nur selten vor euch blicken lassen . . . Wir wären weit besser daran als ihr andern Menschen; denn Menschen nennen wir uns auch, wie wir es denn auch der Bildung und dem Leibe nach sind; aber es ist ein gar Übles dabei. Wir und Unsersgleichen in den andern Elementen, wir zerstieben und vergehen mit Geist und Leib, dass keine Spur von uns zurückbleibt; und wenn ihr andern dermaleinst zu einem reinern Leben erwacht, sind wir geblieben, wo Sand und Funk und Wind und Welle blieb. Darum haben wir auch keine Seele;

das Element bewegt uns, gehorcht uns oft, solange wir leben; zerstäubt uns immer, sobald wir sterben; und wir sind lustig, ohne uns irgend zu grämen, wie die Nachtigallen und Goldfischlein und andere hübsche Kinder der Natur ja gleichfalls sind. Aber alles will höher, als es steht. So wollte mein Vater, der ein mächtiger Wasserfürst ist, seine einzige Tochter solle einer Seele teilhaftig werden, und müsse sie darüber auch viele Leiden der beseelten Menschen bestehen. Nun bin ich beseelt, dir dank ich die Seele, o du unaussprechlich Geliebter; und dir werd ich es danken, wenn du mich nicht mein ganzes Leben hindurch elend machst. Denn was soll aus mir werden, wenn du mich scheuest und mich verstössest? . . . Ich tauche mich in diesen Bach, der mein Oheim ist . . . und wie er mich herführte zu den Fischern, mich leichtes und lachendes Kind, wird er mich auch wieder heimführen zu den Eltern, mich beseelte, liebende, leidende Frau!"

Undinchen bleibt und wird unglücklich, und dann geht sie ins Wasser: „Und über den Rand der Barke schwand sie hinaus. Stieg sie hinüber in die Flut, verströmte (köstlich!) sie darin, man wusste es nicht; es war wie beides und keines. Bald aber war sie in die Donau ganz verronnen." (Ausgezeichnet!)

Wer hat nicht einmal die kleine Undine getroffen? Das junge Mädchen, das passiv, ohne Ansicht, ohne Gedanke, dir gegenüber sitzt, wie eine schöne Blume mit ebensoviel Leben; oder den Mund halboffen wie ein Vogeljunges deine Seele entgegennimmt, dir die Illusion gebend, sie begreife, was du sagst. Mit offenen Augen trinkt sie deine Blicke, scheint sie, von Kraft gesättigt, zurückzusenden.

Wenn du, wie Pygmalion, diesem schönen leb-

losen Körper einen lebendigen Odem eingeblasen hast, und sie kleine, schöne, viele Worte zu sprechen beginnt, klingt es wie Vogelgezwitscher. Und wenn sie sich im Zimmer bewegt, hörst du die Bewegungen der spielenden Linien wie Musik.

Aber sie kann auch die Gestalt wechseln, ebensoviele Gesichter anlegen wie der Tag Stunden hat; sich zu einer Sirene aufblasen, zu einer Elfin zusammenfallen, Flügel und Krallen bekommen; des Spiels müde, eine alte Hexe werden; des Gesanges müde, im Schlaf schnarchen. Sie kann dich anlachen wie ein Steinschmätzer, um im nächsten Augenblick wie eine Furie über einen verlorenen Handschuhknopf zu rasen; und kichert wieder . . .

Dann kommt der grüne Kranz und der weisse Schleier.

Die Maske wird abgeworfen, der Apfel der Erkenntnis ist angebissen, und nun entdeckst du — deine Seele hat sie bekommen, aber deinen Geist nicht.

Sie hat kein Wort verstanden von dem, was du in den ersten langen Stunden der Liebe gesagt hast. Sie hat nur Laute gehört, die ihre Ohrmuschel liebkosten, aber nie in die Schnecke kamen, hinter der die kleine Fensterscheibe des Verstandes sitzt. Sie hat sich nur in deinen Augen gespiegelt, aber deine Blicke nicht gelesen.

Schliesslich „verströmt“ sie wie Undine.

— — — — — — — — — —

Stimmt das nicht? Und hat nicht Fouqué gemeint — was ich meine, und was Frau G. geschrieben in ihrem Buch: „Das Weib, vom Mann geschaffen“?

Die religiöse Weisheit der alten Griechen scheint oft aus derselben Quelle geholt zu sein, wie die Israels und unsere, aber durch Anwendung beschmutzt und verdreht worden zu sein. Die Eva des Alten Testaments wurde ursprünglich dem Mann zur Hilfe und Freude in der Einsamkeit erschaffen. Nach dem Sündenfall aber wandte sich das Blatt.

Bei den Griechen wurde Pandora sofort zur Strafe geschaffen: als die Menschen sich gegen Zeus empörten und ihm nicht gehorchen wollten, mussten sie dem Weib gehorchen. Der Mann war von Anfang an ein Gleichnis, aus Ton geschaffen; dem aber wollte Prometheus göttliches Leben geben; darum stahl er Feuer (Geist) vom Himmel. Als dann der vervollkommnete Mann im Gefühl seiner Natur als Halbgott sich empörte, befahl Zeus dem Vulkan, aus Schlamm ein Weib zu machen, also ein neues Scheinbild, das von allen Göttern mit Liebreiz, Redefertigkeit usw. begabt wurde.

Der Mann wurde nun der Sklave seiner persönlich gewordenen Begierde, und er musste gehorchen lernen. Die grössten Herrscher und Tyrannen, Caesar, Antonius, Napoleon haben vor ihren Scheinbildern aus schönem Schlamm gekrochen; und selbst der Sultan hat im Harem weinen müssen, weil seine Liebe nicht beantwortet wurde, obwohl er über Leben und Leib der Schönen herrschte. Swedenborg gibt dem grössten der Tyrannen, Karl XII., auf der anderen Seite eine Herrin, die ihn bis zur tiefsten Erniedrigung bringt. („Diarium Spirituale.") „Da du der Stimme deines Weibes gehorcht hast", und nicht meiner, so sollst du ihr statt dessen gehorchen! Nur wer durch Gehorsam gegen Gott „in Gottes Augen angenehm ist", entgeht ihr. Das ist die einzige Art! Probatum est!

Die Theosophen meinen mit Karma teils das Schicksal eines Menschen, teils seine Aufgabe im Leben. Unter Schicksal ist zu verstehen: das Pensum, das der Mensch durchmachen soll als Busse für eine unbekannte Vergangenheit; unter Aufgabe ist wohl zu verstehen, dass er gegen seinen Willen dazu gezwungen wird. Die Erfahrungen von sechzig Jahren veranlassen mich, an diese Vermutung zu glauben.

Ich habe Menschen einander peinigen sehen, mit einer schicksalhaften Notwendigkeit, und so widerwillig, dass sie unter dem Zwang gelitten und geweint haben. Eine kleine Hand legt sich schwer auf das Leben eines Mannes; aber das Weiblein vergiesst Tränen, beklagt ihr Opfer, tröstet und liebkost es. Doch sie muss ihr strafendes Werk fortsetzen. Sie fühlt keine Reue, nur Schmerz; sie findet ihr Peinigen sich selber so wenig ähnlich, betrachtet sich selbst beinahe als eine andere Person; und sie bezieht die Schelte des Opfers nicht auf sich. Der starke Mann, der gepeinigt wird, hat auch die Empfindung, als komme die Plage nicht von ihr; er kann kaum auf sie zornig werden, sondern fühlt die Hand des Allmächtigen schwer auf sich ruhen. Er kann die kleine Hand küssen, die ihn schlagen muss; er kann seine Henkerin beklagen, die zu dieser schrecklichen Rolle verurteilt ist, die sie nicht kleidet.

Er fragt: Warum geisselst du mich, deinen einzigen besten Freund auf Erden, der nur dein Bestes will?

Sie antwortet: Ich weiss nicht! Aber ich habe keinen Menschen so gequält wie dich!

Und dann weint sie! Über ihr menschliches Schicksal!

O holde Geissel! sang er in der Schlangengrube.

Ich sah vor langer, langer Zeit ein junges Mädchen, deren Augen nur aus Blicken bestanden, die nicht die Erde ansahen; es war diese Art Schönheit, die eine Wohnung erleuchtet, wenn sie sie betritt; Menschen bleiben auf der Strasse stehen, über den Anblick betroffen; kein junger Mann wagt sich ihr zu nähern aus Ehrfurcht und Beben; niemand wagt um sie zu freien: „das wäre zuviel".

Sie hatte einen dunkeln Vater, mit einem dunkeln Ruf, mit einer von schwarzem Horn eingefassten Brille; sie hatte zwei dunkle Brüder mit schlechtem Karma; sie wuchs auf in einer dunkeln Gasse der Stadt.

Dann kam der reiche Freier! Sein Äusseres war nicht vorteilhaft, im Gegenteil! Sie wurde nicht vom Reichtum in Versuchung geführt, auch nicht von den Eigenschaften des Mannes, denn sie machte es wie Ophelia, sie dachte nichts. Sie träumte allerdings etwas helleres im Leben als die Gasse der Stadt, wagte es aber nicht zu wünschen!

Es endete damit, dass sie den Freier nahm, nicht um reich zu werden, nicht seiner Stellung wegen, denn er war Kaufmann und hatte einen Laden. Der Vater wurde vom Ruin gerettet; und für die Brüder musste sie ihr ganzes Leben lang ihr Nadelgeld opfern; aus der Stadtgasse kam sie nicht heraus.

— Um deinen Vater zu retten, hast du dich verkauft? fragte eine Freundin sie.

— Nein, antwortete die Märtyrerin, ich habe nicht an ihn gedacht; ich folgte nur einem Zwang, der unwiderstehlich war.

Nach zwanzig Jahren sah ich sie wieder. Noch ebenso jung, ebenso schön. Nun aber war der Mann ganz sicher geworden, und er liess sie zum erstenmal in die Gesellschaft. Dort traf sie einen bedeutenden Mann von Ansehen und Einfluss. Der

kommt auf die, wie er glaubt, lobenswerte Idee, die Schöne von dem Tier zu befreien, vielleicht ohne an eignen Vorteil zu denken.

Das Werk der Befreiung nahm ein schnelles Ende. Der Befreier wurde zuerst ruiniert, in gefährliche Angelegenheiten verwickelt und schliesslich auf einer Reise totgeschlagen; alles innerhalb Jahr und Tag.

So gefährlich ist es, an das Schicksal eines Menschen zu rühren, wenn auch in lobenswerter Absicht; und besonders ist das der Fall, wenn man Gatten trennen will.

Die Ehe, hiess es, sollte im Himmel gestiftet sein; darüber lachten wir, denn wir fanden, sie sei meistens in der Hölle gestiftet ! Aber wenn wir mit dem Himmel die Orte meinen, von denen unser Schicksal gelenkt wird, dann liegt die Wahrheit wohl dort, oder an beiden Stellen.

Aber ich habe auch Menschen gesehen, die waren wie dazu geboren, andern zu dienen; und sie haben es gutwillig getan, ohne Lohn, gegen Undank, sogar für Schläge.

Vor fünfzig Jahren sah ich eine Freundschaft zwischen zwei jungen Menschen entstehen. Sie schlugen die selbe Laufbahn ein, waren Kameraden, konnten sich nicht trennen, neckten sich, aber wohnten zusammen. Der dienende Bruder war solider und besass Begabung; war ein besserer Mensch als der Freund, der die Dienste hinnahm. Und der empfangende Teil behandelte immer den wertvollen Freund etwas spöttisch, denn er war selber ein Geck, jedoch mit ziemlich grossem Ernst im Praktischen.

Dann verheiratete sich der Geck! Der dienende Freund war nötig, um ein überflüssiges Zimmer

abzumieten. So ward er Mitglied der Familie, Freund des Hauses, in des Wortes allerschönster Bedeutung. Fünfunddreissig Jahre lang diente er ohne Lohn; sah Kinder geboren werden und aufwachsen; half in der Stunde der Not; ward ein unverheirateter Onkel für die Kinder, eine Stütze für die Alten. Einmal verlor er sein ererbtes und erspartes Vermögen an den Freund.

Da starb die Frau des Hauses, die Kinder flogen aus und die alten Freunde sassen wieder allein zusammen, spielten wie früher Klavier und sangen die Duette ihrer Jugend.

Hatte er die Frau in seinem Herzen geliebt? Das fragte niemand; niemand glaubte es; ich habe es nie geglaubt, glaube es noch nicht. Wenn es aber so war, hielt er es so heilig, dass sein reinstes Gefühl vor Blicken und Worten der Welt geschützt war. Ich kannte ihn; er war eine herzensreine Natur, ein guter Mensch, der sich nie verheiratete, obgleich er die Mittel dazu hatte. Er dachte über sein Verhältnis nicht nach, lebte für den Freund und dessen Familie; er muss es als sein Schicksal genommen haben.

Er war keine Sklavennatur; ich habe ihn einmal zornig werden sehen; er sah gut aus und hielt sich die Leute vom Leibe; das war es also nicht!

Mit fünfzig Jahren verheiratete der Freund sich wieder. Elf Monate später wohnte der dienende Bruder bei den Neuvermählten. Einige Jahre später starb der verheiratete Freund, und der Uneigennützige sprach am Grabe; trauerte ein Jahr. Dann tat er sich mit einigen andern Jugendfreunden zusammen und mietete sich in deren Haus ein. Dort half er, jetzt alter Rentier, mit Rat und Tat, natürlich ohne Lohn; er ist unentbehrlich; im Sommer segelt er mit ihnen, aber er muss immer die Fock besorgen.

Darüber lächelt man heute und ich habe es auch getan; aber ich habe es bereut. Ich weiss, er *konnte* das Ruder führen, aber er besorgte die Fock, um den andern eine Freude zu machen; oder weil er dunkel fühlte, es müsse so sein, obwohl er in allem der Überlegene war.

Wenn er stirbt, was nicht mehr sehr lange dauern kann, werde ich für mich sagen: „Du guter und getreuer Knecht . . .“

Ich habe aber auch von einem Manne gehört, der eine dunkle Empfindung davon gehabt hatte, dass es seine Pflicht sei, einem andern zu dienen und sich von ihm misshandeln zu lassen. Wenn man sich über das Verhältnis aufhielt und den Unterdrückten fragte, mit dem sonst durchaus nicht zu spassen war:

— Wie kannst du dich von dem Schlingel so behandeln lassen?

— Das ist mein Karma, antwortete der, der etwas Theosoph war; ich habe ihm früher einmal Böses getan, und bin nun sein Knecht!

Ich schliesse mit einem Wort des Vorbehalts. Die Theosophen gestehen, dass von der andern Seite hochstehende Wesen gutwillig herniedersteigen, um den Menschen zu helfen, indem sie sie führen und für ihre Schuld leiden. Es soll also hier auf Erden unverschuldetes Leiden geben! Es sieht auch so aus, denn ich habe Menschen für fremde Fehler leiden sehen; unmenschliche Qualen, aber eine kurze Zeit; dann waren sie wieder heiter. Sie wurden in die schrecklichsten Geschichten hineingezogen, kamen ohne Schaden wieder heraus, fühlten keine Schuld. Und je mehr sie litten, desto schöner wurden sie. Es konnte ihnen nichts anhaben!

Das ist ein erbaulicher Gedanke, und er kann formuliert werden mit „Christus im Menschen“; das heisst: viele Menschen folgen Christi Beispiel und leiden für die Menschheit.

Aber wohl muss man sich merken: Karma ist nicht Nemesis, mit der es oft verwechselt wird!

Das Fatum des Orientalen stammt aus demselben Gefühl wie Karma; und sie haben recht, wenn sie es „unvermeidlich“ nennen; aber unrecht, wenn sie das Schicksal blind heissen. Das Auge des Weltenlenkers ist nicht blind.

DER MAGNETBERG

Es gibt Menschen, die tragen einen Magnetberg in sich: alles, was sich bei andern an Nägeln findet, fliegt aus dem Holz heraus und sammelt sich bei ihnen.

Ich habe in diesem Buch von einer kleinen Zauberin gesprochen, die aus der Entfernung bestimmte Gaben zu bestimmter Zeit an sich locken konnte. Das war ein Magnetberg.

Aber die andere Art, die Geheimnisse, Kummer, Sorgen aus den Leuten holt, die das Vertrauen aller bekommt, die ist interessanter!

Er ist, was man einen sympathischen Menschen nennt; ist beliebt wegen seines milden und verständnisvollen Wesens. Er nimmt an allen Sorgen teil, spricht nie von sich selber; er wird überall da eingeladen, wo Menschen *ihre* Verlobung, *ihren* Geburtstag feiern. Und er wird in Anspruch genommen bei Scheidungen, Versöhnungen, Operationen, Anleihen; er muss für arme Kollegen Skulpturen verkaufen, obwohl er selber Bildhauer ist.

Eigentümlich ist, dass er vor der Zeit altert, infolge fremder Sorgen. Von seinem eigenen grossen Kummer wagt er nicht zu sprechen, dann werden die Leute zerstreut, antworten nicht auf das, was er ihnen gesagt hat; oder trösten ihn mit einem Scherz oder einem hingeworfenen Wort: „Denk nicht daran!“ Dann lächelt er, jedoch schmerzlich, und scheint zu sagen: Menschen, habt ihr kein Herz für mich?

Wenn der Unerfahrene wüsste, welches Leiden eine Scheidung zwischen Gatten zur Folge hat, würde er sich bedenken, ehe er diesen Weg geht. Die beiden Seelen sind so miteinander verwachsen, dass die Loslösung der Persönlichkeit die schmerzhafteste Operation wird, die existiert. Das ist eine Art Tod.

Wenn man rings um eine Blume das Unkraut ausjätet, so schwindet die Blume zuerst dahin, teils weil die Wurzeln beschädigt sind, teils weil ihr Schatten, Feuchtigkeit, Stütze geraubt sind, vielleicht nur Gesellschaft.

Der Kummer in diesem Fall gleicht dem nach einem Tode, ist aber nicht so erbaulich und veredelnd. Die Geschiedene schwebt einem allerdings vor Augen und macht in der Erinnerung eine Apotheose durch: das Hässliche wird ausgelöscht, Vorwürfe tauchen auf, die Leere der Sehnsucht will Nahrung haben; die Seele wird von der, die ging, in Fetzen gerissen; die feinsten Wurzeln der Seele hat sie mitgenommen, und man hat ein Gefühl, als verblute man. Die Erinnerungen, die gemeinsam sind, sollten ausgetauscht werden, können aber nicht geteilt werden. Dass die Illusionen von den ersten Frühlingstagen der Liebe verloren sind, erschüttert den Glauben an alles. Ein Weheruf dringt durch die Welten, als sei ein Verbrechen begangen; und zwar eines, das nicht wieder gut zu machen ist, wie die Sünde gegen den heiligen Geist. Die Liebe, Gottes Schöpferkraft, die Sonnenwärme des Himmels, der Ursprung des Lebens hat aufgehört zu existieren; Chaos und Finsternis beginnen wieder. Es ist ein geistiger Tod, ohne Trost, ohne Hoffnung.

Aber dennoch, etwas bleibt, wenn etwas dagewesen ist. Auch wenn beide Teile sich von neuem

verheiraten, eine Erinnerung an das Erste bleibt zurück. Es kann nicht ungeschehen gemacht, nicht vergessen werden. Wie hässlich das Verhältnis auch gewesen sein mag, es glich doch in den besten Stunden etwas, das hier auf Erden nicht zu finden ist. Es war in seinem herrlichen Anfang ein Lustgarten Eden, eine solche Steigerung des Daseins, dass man sich der Gottheit näher fühlt. Das war keine Gesichtstäuschung, sondern eine höhere Wirklichkeit.

Und dann kam der Sündenfall, und damit die Austreibung.

Aber die Erinnerung an das Erste bleibt, und es ist wahr, dass eine wirkliche Liebe nie ein Ende nimmt.

Ob sie mit auf die andere Seite kommt, auch wenn die Neigung „ihren Gegenstand geändert" hat, pflegt man zu fragen. Wahrscheinlich bleibt wohl etwas zurück, aber auf eine unbegreifliche Art, wenn man sich auch denken möchte, dass die Persönlichkeit in mehrere „Monaden" aufgelöst wird, von denen die eine eine ähnliche anzieht, die zweite eine andere; und was Liebe heisst, kann hier Freundschaft werden.

Nach Platos Reminiszenzlehre und der Reinkarnation der Theosophen könnte man ja glauben: wenn sich zwei Menschen in grosser Liebe treffen, ist es nur ein Wiedersehen. Und alles Schöne, das sie dann um sich sehen, ist der Abglanz von den Erinnerungen an ferne schöne Gegenden, wo sie sich früher getroffen haben, an die sie sich aber jetzt erst erinnern. Die beständigen Illusionen der Liebe würden dann mit Erlebnissen auf der anderen Seite zusammenhängen, die jetzt auftauchen, von der Seite, wo alles vollendet und schön ist. Daher das furchtbare Erwachen aus der Seligkeit, wenn man sieht, dass hier unten alles entstellt ist, alles eine Karikatur, sogar die Liebe.

DAS SCHÖNE ALTER UND DAS HÄSSLICHE

Da das Leben einem so wenig Glück schenkt und das grösste doch das erste Glück der Liebe ist, müssten die Menschen diese allerempfindlichste Blume pflegen lernen. Diese stille feierliche Wehmut, die dem Erwachen der Liebe folgt, ist ein Engel, der an dem Tor der Ewigkeit Wache hält, das sich jetzt öffnet; dass nämlich die Seligkeit ewig dauern wird, ist ein Axiom des Gefühls. Aber ein zweifelndes Wort, ein unzeitiger Scherz, ein voreiliger Gedanke kann in einem Augenblick alles zerstören; der Engel fliegt davon und das Tor der Ewigkeit schlägt zu.

Shakespeare, der sonst die Liebe nicht so fein auffasst (die Amme in „Romeo"), gibt doch in seinem letzten Stück, dem „Sturm", der besten Frucht des alten Apfelbaumes, eine kleine Aufklärung, die sicherlich auf teuer erkaufter Erfahrung beruht. Der Dichter war wohl zu alt, um selbst die kostbare, spät erworbene Erfahrung zu benutzen; aber er schenkte sie, sicher mit herzlichem Wohlwollen, den Jungen, die sie brauchen können (es aber vielleicht nicht tun). Der alte Prospero sagt nämlich zu Ferdinand, als dieser Miranda als Braut empfängt:

> Als Gabe denn und selbsterworbenes Gut,
> würdig erkauft, nimm meine Tochter. Doch
> zerreisst du ihr den jungfräulichen Gürtel,
> bevor der heilgen Feierlichkeiten jede
> nach hehrem Brauch verwaltet werden kann,
> so wird der Himmel keinen Segentau
> auf dieses Bündnis sprengen: dürrer Hass,
> scheeläugiger Verdruss und Zwist bestreut
> das Bett, das euch vereint, mit eklem Unkraut,
> dass ihr es beide hasst. Drum hütete euch,
> so Hymens Kerz euch leuchten soll.

Ferdinand:

So wahr
ich stille Tag', ein blühendes Geschlecht
und langes Leben hoff' in solcher Liebe
als jetzo: nicht die dämmerigste Höhle,
nicht der bequemste Platz, die stärkste Lockung,
so unser böser Genius vermag,
soll meine Ehre je in Wollust schmelzen,
um abzustumpfen jenes Tages Feier,
wann Phöbus' Zug gelähmt mir dünken wird,
die Nacht gefesselt drunten.

Das ist ja schön von dem alten Shakespeare, dass er mit Grämen, weil ihm selber nicht mehr zu helfen ist, seine Kinder das Glück lehren will, das er verscherzt hat. Kann man darin etwas Hässliches, Selbstsüchtiges, Boshaftes, Lächerliches sehen, so ist man nicht normal!

Ferdinand hält sein Gelübde, und der alte Shakespeare zeigt das in einer kleinen feinen Szene: das junge Paar sitzt in Prosperos Zelle und — spielt Schach.

Zu diesem Ergebnis kam der freie Renaissancemann Shakespeare, als das Alter ihm die Weisheit gab, die er selber nicht zu benutzen vermochte. Alles Schöne aus den Träumen der Jugend stieg auf, als er seine eigenen Kinder sich dem Brautstand nähern sah. Alles erschien ihm in neuem Licht, sogar die „hehren Zeremonien."

Ist das nicht schöner: ein Alter mit wiedergewonnener Vernunft und unschuldigem Kinderglauben zu sehen, als zu hören, wie der zynische Greis am Rand des Grabes in einem Rinnstein von seines Vaters Bett und seiner Mutter Torheit singt? Sag! Aber sag die Wahrheit!

LIEBESGLÜCK

Wenn auch die irdische Liebe eine Karikatur oder eine schlechte Kopie der himmlischen ist, es gibt doch Züge, die ähnlich sind; und es gibt in den ersten Frühlingstagen der Liebe erhöhte Augenblicke, in denen man Mitleid mit den andern Sterblichen hat, die nicht ebenso glücklich sind. Man bebt für seine Seligkeit, findet sie nicht ganz gerecht; ja man wünscht sich ein Missgeschick, der Gerechtigkeit willen.

Es war ein Künstler, der sich verlobte, und er hatte gerade in diesen Tagen seinen grössten Triumph auf der Bühne gefeiert. Der Boden schien unter seinen Füssen zu schaukeln, die Luft koste sein Gesicht, die Menschen huldigten ihm auf den Strassen: er befand sich kaum noch auf Erden, da er von dem Weib geliebt wurde, das er liebte.

Da kam ein donnerndes Fiasko! All das frühere Schöne war vergessen, er wurde ein Tropf und Scharlatan genannt. Aber er war so glücklich in seiner Liebe, dass er den Schlag nicht fühlte. Er empfand sogar eine innere Freude, dass das Unglück ihn seiner Braut näher gebracht; und war so hoch oben, dass er den Menschen die Freude gönnte, ihn etwas zu sich hinunter zu ziehen. Sein Ruhm hatte nämlich angefangen, die Menschen zu bedrücken; als er jetzt unten war, fand er Sympathien, während ihn früher der Neid verfolgt hatte.

Das war das Wunder der Liebe; das machte ihn so wenig selbstsüchtig, dass er im Namen der Menschen unter seinem drückenden Ruhm und seinem hohen Glück litt.

SEINE BESTEN GEFÜHLE

Das Leben ist nicht schön; das animalische bringt einen in so viele hässliche Lagen, das häusliche, wirtschaftliche auch. Das Leben ist zynisch, da es unsere erhabenen Gefühle foppt und unsern Glauben schmäht. Darum ist es schwer, am Alltag zu den schönen Worten zu greifen; man verbirgt seine bessern Gefühle, um sie nicht dem Spott auszusetzen. Man könnte daher sagen, die Menschen sind zum Teil besser, als sie zu schein scheinen. Man wird gezwungen, Skeptiker zu spielen, um nicht zu vergehen, und man wird zynisch von dem zynischen Leben. Es ist darum unrecht, die Menschen Heuchler zu nennen, im schlechten Sinn, denn die meisten Menschen machen sich im Gegenteil schlechter als sie sind.

Wenn ein Mensch einen Brief an einen recht guten Freund schreibt, oder am liebsten an das geliebte Weib, dann legt er das Festkleid an; das ist doch schön! Und in dem stillen Brief, auf dem weissen Papier gibt er seine besten Gefühle. Die Zunge und das gesprochene Wort sind vom alltäglichen Gebrauch so verunreinigt, dass sie das Schöne nicht sagen können, das die Feder leise sagt.

Es ist nicht Pose oder Sitzen, es ist nicht Falschheit, wenn man in der Korrespondenz eine bessere Seele trifft als im Alltagsleben! Und der Geliebte ist nicht unwahr in seinen Liebesbriefen. Er macht sich nicht besser als er ist; er wird besser, und *ist* es in diesem Augenblick. Er ist wahr in diesen Augenblicken; den grössten, die das Leben einem schenkt!

Es ist nutzlos, eine getäuschte Liebe fortskeptizieren zu wollen, und es scheint ein Verbrechen zu sein. Der Mann hat jedoch mehr Ehrfurcht vor diesem heiligen Gefühl; er spricht nicht einmal von seiner Braut, am allerwenigsten von ihren Fehlern; das Weib geht sofort zu Schwestern oder Freundinnen, um über den Fall zu sprechen.

Ich kannte einen zerrissenen Mann, der eben seine Ehe aufgelöst hatte und nun wieder von der mächtigen Liebe befallen wurde. Diesmal wollte er sich nicht binden, und um nicht verlockt zu werden, ging er jeden Abend von seiner Braut ins Café, wo er den Freunden gegenüber den Gegenstand seiner Liebe „objektivierte", die Gespräche und die kleinen Ereignisse des Abends wiedergab. Da sie von derselben Wolle war, ging sie auch von ihm zu ihren Freundinnen, um zu skeptizieren. Man muss sich schwimmend erhalten, sagte sie.

Als aber beide den Betrug entdeckten, gingen sie auseinander. Doch, es war zu spät! Sie hatten sich zusammengewebt; und sie litten Qualen, die sie wieder zusammentrieben. Schliesslich mussten sie sich heiraten.

Um aber wieder von einander loszukommen, erniedrigte einer den andern, damit sie durch gegenseitigen Abscheu frei würden. Aber es gelang ihnen nicht. Sie gingen hin und verleumdeten einander, entehrten einander: nichts half. Sechs Male, zehn Male trennten sie sich, aber sie kamen immer wieder zurück . . .

Das Subjektivste von allem kann nicht objektiviert werden und darf es nicht. Es ist sakrosankt und darf nicht mit Worten ausgesprochen werden, wie der Name J. H. V. H. Es ist Lästerung, wenn man es doch tut, und wird mit dem Tode bestraft.

DER LUSTGARTEN DES PARADIESES

Ich fand einmal auf dem Lande, oben auf einem Boden, die Liebesbriefe, die ein Dienstmädchen an ihren Bräutigam gerichtet hatte. Es waren ja grosse, zu grosse Krähenfüsse; aber da waren Worte, lauter wohlklingende, sanfte Worte; Zärtlichkeit, Fürsorge, Hoffnung, Glaube; nicht ein zweifelndes Wort, nicht eine Besorgnis über die Zukunft und die Dauerhaftigkeit ihrer beider Gefühle. Sie sah nur die Hütte vor sich und das Kindlein!

Überall im Leben zivilisierter Menschen tritt die Liebe veredelnd auf. Man weiss ja, dass die Mutter in der ersten Zeit einen Widerwillen gegen die Nahrung hat; sie fastet aus reinem Instinkt, und ihre Organe weigern sich, rohe Stoffe aufzunehmen und sie zu bearbeiten! Das gleicht dem Vorgang beim Mann, der liebt: „Er isst nichts" und er magert ab. Das Geheimnis liegt wohl darin, dass seine überflüssige Materie verbrannt werden, das Unreine verzehrt werden soll, ehe das schöne Seelchen einziehen und Hochzeit halten kann. Verlobte werden, wenn das Verhältnis richtig ist, schön, ohne es zu sehen; es leuchtet aus ihnen; sie machen sich besser als sie sind, und dadurch werden sie besser; sie veredeln ihre Sprache und damit ihre Gedanken; kurz, sie wenden sich von dem Niedrigen, bessern sich und werden von neuem geboren.

Das gleicht ja materiell auch der Einleitung zu einer Geburt, der Schwangerschaft, wie ich eben andeutete.

Aber Kampf ist auch vorhanden, geistiger, da die Rückstände an Bösem in beiden kämpfen; da werden Tränen vergossen von der Art, die inwendig und auswendig wäscht und reinigt.

Dann kommen Hindernisse und Widerstand in den Formalitäten, welche die Geduld prüfen: das ist Sorge mit Kraftanstrengung.

Nach dieser Wiedergeburt, welche die einzig schönen Erinnerungen hinterläßt; die einzigen, denn die Kindheit ist unschön und die Jugend auch; nach dieser Wanderung im Vorhof öffnen sich schließlich die Pforten zum Lustgarten; der Diener des Herrn steht da mit dem Schwert und warnt; er kennt alle Gefahren, und er nennt sie bei Namen! . . . Von den Früchten der Bäume dürft ihr essen, aber von einem einzigen nicht, denn dann müßt ihr wieder hinaus aus dem Paradies und wandern. Auf die einsame Bodenkammer, du Mann, und heim zu deinen Schwestern, du Weib, wo du nicht mehr willkommen bist! Und sitzet dort und erinnert euch an die lieblichen, lichten Tage im Lustgarten des Paradieses, die nie wiederkehren, nie!

Die Blutsbrüderschaft wurde mit einer heiligen Handlung besiegelt: dem Mischen des Bluts. „Die Seele sitzt im Blut“, steht im Alten Testament (Vergleiche Molitor, Philosophie der Geschichte); und es ist wahrscheinlich, dass ein Mysterium dort geschah, das wir nicht verstehen, das bei allen Sakramenten geschieht, die wir ebensowenig verstehen.

Torger und Tormod hatten ihr Blut vermischt, und sie schritten untrennbar durch Kämpfe und Siege. Eines Tages aber, als Torger von den Erfolgen berauscht war, wirft er dem Bruder das unvorsichtige Wort hin:

— Wer von uns beiden, glaubst du, würde herrschen, wenn wir einen Strauss wagten?

— Das weiss ich nicht, antwortete der Bruder; aber ich weiss, dass diese Frage unserm Zusammenleben ein Ende macht. Ich will nicht länger bei dir bleiben.

— Es war nicht mein Ernst, dass wir unsere Kräfte aneinander erproben sollten.

— Es ist dir doch in den Sinn gekommen, da du es gesagt hast.

Er ging, und die Brüderlichkeit war zu Ende!

„Ihr Freundschaftsverhältnis war so zerbrechlich, dass es nicht einmal die Berührung eines voreiligen Gedankens vertrug“, fügt der Erzähler hinzu (A. U. Booth).

Die Ehe ist eine Blutsbrüderschaft und mehr, sie ist eine heilige Handlung. Sie ist so zart und so zerbrechlich, dass ein voreiliges Wort — ja, man nennt es Scherz — fürs ganze Leben töten kann. Es hilft nichts, hinterher zu sagen: es war nur Scherz; denn dann antwortet Tormod der

Skalde aus dem Mittelalter: Es ist dir doch in den Sinn gekommen! „Lange Jahre müssen bezahlen, was die Sekunde verbrochen!“

Und dann noch dies: „Wer von uns beiden, glaubst du, würde herrschen?“ Sobald die Gatten ihr Liebesverhältnis als einen Kampf um die Macht auffassen, während es das gerade Gegenteil ist, kommt die Hölle ins Haus. Das Weib hat eine Neigung, herrschen zu wollen. Wenn ich nun aber zu ihrer Entschuldigung sage, diese Neigung ist ihre Art, gegen den bedrückenden Mann, nicht unterdrückenden, denn den habe ich nie gesehen, zu reagieren, so bitte ich, es nicht bereuen zu müssen.

„Wenn wir einen Strauss wagten!“ Ja, dann ist es ganz so, als führe man Waffen gegen sich selbst; oder als sondere sich ein Reich. Und jeder Schlag, den man austeilt, trifft einen selbst ins Herz.

Cicero sagt, Freundschaft ist nur zwischen freundlichen und gleichgestellten Menschen möglich. Swedenborg sagt, Ehe ist unmöglich zwischen gottlosen Menschen. Ich bin überzeugt davon, dass er recht hat, denn ohne Kontakt mit Gott, der die Quelle der Liebe ist, kann kein Strom von dem Ewigen bis zur Beleuchtung geführt werden. Ich habe die Ehe Gottloser geschildert, ich habe dafür gelitten, aber ich bereue es nicht und nehme nicht ein Wort zurück. So ist es gewesen! Die Gottseligen schildern ihre Ehen nicht, und sie schreiben weder Dramen noch Romane; das müsste in der Literaturgeschichte bemerkt werden, die meist von gottlosen Büchern handelt!

DIE MÄCHTIGE LIEBE

In Frankreich lebt ein Marquis, der Okkultist ist. Von Natur ein zarter Seelenkomplex, von der Erziehung verfeinert, vom Reichtum gegen die Roheit des Lebens geschützt, durch Leiden und Entsagung geläutert, trat er in Verbindung mit den höheren Existenzformen, welche die Theosophen Astralebene nennen. Seine Empfindlichkeit war nämlich so ausgebildet, dass er ein Empfänger wurde und mit entfernt wohnenden Freunden in Rapport treten konnte.

Da trifft er ein Weib aus denselben Regionen, eine durchsichtige, luftige Gestalt, deren Schritte nicht zu hören sind, edren Worte mehr aufgefasst als vernommen werden.

Diese Gatten vereinigen sich so, dass der eine gleichsam in den andern geboren wurde. Er hatte ihr Herz in sich, und zwar buchstäblich. Als sie auf einer Reise zu Verwandten von scheuenden Pferden erschreckt wurde, dass ihr Herz in Aufruhr geriet, fühlte er es in seiner Brust; und sein Herz blieb einen Augenblick stehen, als sie in Ohnmacht fiel. Umgekehrt: als er sich einmal an einer Nadel stach, fühlte sie es. Sie waren in einander, waren Kinder von einander, und Eltern von einander.

Dann starb sie. Er wäre beinahe gestorben, starb vielleicht, stand aber wieder auf. Und nun spricht er mit ihr, hört ihre Stimme in seinem Herzen, buchstäblich, nicht bildlich.

Ich bezweifle es durchaus nicht, denn ich habe ähnliches erlebt, und viel, viel mehr.

VERBIRG! ABER VERGISS NICHT!

Wenn ein Mann das Weib, das er liebt, errungen, sie mag noch so unbedeutend sein, fühlt er seine Unwürdigkeit so grenzenlos, dass er zuerst demütig wird wie niemand. Gleich darauf steigert sich sein Selbstgefühl, weil er allein von der ganzen Bevölkerung der Erde vorgezogen ist; dann folgt ein solches Anschwellen der Persönlichkeit, dass das Glück gezeigt werden muss.

Das ist der gefährliche Augenblick. Manche müssen von ihrem Glück sprechen; das aber haben sie zu bereuen, denn die Menschen sind im Alltagsleben nicht selig; darum scheuen sie fremdes Glück; das verletzt sie nur.

Die Seligkeit des Vorgezogenen beginnt sich bald in etwas zu verwandeln, das Hybris heisst und das die Götter nicht lieben. Es kann geschehen, dass er bald vergisst, wer ihm dieses starke Selbstgefühl gab, das nun ausgezogen ist und Geist heisst. Es kann geschehen, dass sich dieser Geist in Herablassung gegen die kleine Allgeberin äussert; und das wird Vergessen und Undankbarkeit genannt.

Verbirg dein Glück wohl, junger Mann; verbirg es und lass es dir an ihrer Gnade genügen; und vergiss nicht, dass sie dir den Mut und die Kraft des Löwen gab; sie besass sie allerdings nicht selber, hat sie aber aus der Hand der Götter bekommen, um sie dir zu schenken als die erste Morgengabe der Liebe; den Mut und die Kraft, die du brauchst, um sie, ihr Heim, ihre Kinder und ihre Ehre zu verteidigen!

Er bildete sich ein oder glaubte, sie habe noch ein Gefühl für ihn behaften; darum zog er das Feiertagskleid seiner Seele an und schrieb einen schönen, hochgestimmten Brief an sie.

Nun geschah dieses. Er empfing eine abweisende harte Antwort, die bewies, dass er sich in ihren Gefühlen geirrt hatte. Das war ein furchtbarer Schlag, denn er war so sicher gewesen, dass er sich nicht geirrt. In seiner Feigheit will er einen ehrlichen Rückzug suchen, indem er sich zuerst einredet, sein Brief sei nur ein Gedicht gewesen; dann den Freunden vorlügt, er habe sie prüfen wollen. „Er selber sei ganz frei, es sei ihm gleichgültig, man schwatze ja so viel, wenn man Briefe schreibt.“ Er verleugnete sich selbst, dieser Petrus, er schämte sich seiner schönen Gefühle und machte sich eine Rolle, der entgegengesetzt, die sie ihm zugeworfen.

Aber das kam ihm teuer zu stehen! Denn das Mädchen hatte nur prüfen wollen, ob seine Gefühle stark genug seien, eine Absage auszuhalten.

Und nun wandte sie sich einem andern zu!

WICHTIGER UNTERSCHIED

Es liegt im Weib ein instinktives Verlangen, schuldlos zu sein, in ihrem Verhältnis zum Mann nämlich. Wer mit dem ersten skeptischen Wort, vielleicht scherzhaft, den Tempel der Ehe entheiligt, der hat ja Schuld auf sich geladen oder die Austreibung aus dem Paradies verschuldet. Nun, *sie* sprach das verhängnisvolle Wort. Aber er war stark genug, um der Versuchung zu widerstehen, und antwortete nur mit dem stummen Kummer der Angst, denn er wusste, es handle sich um das ganze Lebensglück. Beim nächsten Mal wurde er feig, und um seine kindlichen Gefühle vor Gelächter zu schützen, auch um die Geliebte vom Schuldgefühl zu befreien, antwortet er in dieser Tonart, die das Geweihte alltäglich macht, und zieht selber das Erhabene herab, um nicht niedergezogen zu werden.

Dann wächst die Schuld an, wenn das Wort gesagt ist, und wenn die Zeit erfüllt ist, beim Bruch, wirft sie die ganze Last auf ihn: Du hast das und das gesagt!

Nun könnte er ja antworten: Du hast angefangen! Ganz wie Adam, als er mit Recht antwortete: Das Weib nahm *zuerst* vom Baum ... Er aber schwieg, denn er hoffte noch auf Heilung. So lud er sich die ganze Schuld auf und trägt sie noch heute.

Später dachte er einmal: Soll es so sein? Soll der Mann für sie tragen? Vielleicht vermag sie es nicht selber; vielleicht ist sie so unpersönlich, so ohne Selbst, dass es ihr unmöglich ist, ein solches Gefühl wie Schuld hervorzubringen; vielleicht hält sie sich für unzulänglich, auf die Art, dass sie nur ein Medium ist, eine Zwischenhand für einen höheren Willen; oder fasst sich als eine Aufgabe, eine Idee.

Ich weiss von einem Mann, der von einer gottlosen Ehefrau verlassen ward. Als der Augenblick kam, und sie einem bösen Mann in die Hände fiel, der die Strafe für ihre früheren Bosheiten auszuführen begann, betete er, der Verlassene, zu Gott: er möge sie schonen und ihre Schuld ausstreichen. Er fand es zu streng, weil sie vielleicht nur unverständig gewesen. Wahrscheinlich sah er in ihr eine Art Kind, das aus Unwissenheit das Haus in Brand gesteckt hat und dafür nicht gestraft werden darf.

Indessen: wer einen Streit anfängt, pflegt ja zur Verantwortung gezogen zu werden; wer die Herausforderung annehmen und sich verteidigen muss, geht frei aus. Das ist ein wichtiger Unterschied!

TESLASCHE STRÖME

Wenn man dazu verurteilt ist, ein schönes, aber böses Weib zu lieben, kann man sie gleichzeitig hassen. Die Gefühle schwingen, das eine löst das andere ab; es entsteht etwas, das dem gleicht, was man in der drahtlosen Telegraphie einen Oscillator nennt; der ruft Wechselströme von hoher Frequenz oder Teslasche Ströme hervor, die so stark sind, dass sie keiner Leitung bedürfen. Das ist nur ein Gleichnis, aber es mündet in dieselbe Erscheinung auf psychischem Gebiet aus. Hass und Liebe sind polarisiert, und durch Influenz kann die Bosheit des bösen Weibes bei dem nicht bösen Mann entgegengesetzte Ströme wecken. Übersetzt ist das: er kann dadurch, dass er das Urböse beständig sieht und ihm ausgesetzt ist, von einem solchen Abscheu davor erfasst werden, dass er sich im Guten abmüht. Er kann von dem tiefsten Mitleid ergriffen werden, wenn er sieht, wie die zwecklose Bosheit einen sonst schönen Menschen mit guten Eigenschaften verheert. Du bist so böse, dass es schade um dich ist!

Das Böse kann mit unendlicher Güte überwunden werden! Aber das Urböse, das seinen Stromerreger in der Hölle hat, kann schwerlich überwunden werden. Doch kann es einen mässig guten Menschen sehr gut machen.

Die bösen Ströme sind allerdings stark, aber wie die Teslaschen Ströme allzu stark, um zu töten; darum sind sie eigentlich unschädlich. Sie erschlagen nicht, sie gehen mitten durch!

LARVEN ODER GELEGENTLICHE MATERIALISATIONEN

Goethe, im zweiten Teil des Faust, führt Larven und Lemuren ein, die um den Besitz der irdischen Hülle des Philosophen kämpfen, um noch für eine Weile ein Scheinleben leben zu können. Die Theosophen verstehen unter Larven Seelen von Toten, die in lebende Menschen fahren, die von Natur leer und ohne Selbst sind.

Ich kannte ein Weib, das ein vollständiges Vakuum war und darum beständig Gesellschaft haben musste, um zu einem Scheinleben galvanisiert zu werden. Sie „ass Männer auf", buchstäblich; und wenn sie das Beste ihrer Seelen bekommen hatte, so warf sie sie fort; um die Körper bekümmerte sie sich weniger.

Wenn sie von einem bedeutenden Mann erfüllt war, ging sie hinaus in Gesellschaft und blendete mit dem entliehenen Licht; und sie war blendend, machte den Eindruck „eines grossen Weibes".

Wir nannten sie Thais. Sie war nicht schön, konnte aber Schönheit spielen; sie war nicht intelligent, täuschte aber Intelligenz vor. Sie war Illusionist. Ich konnte an ihrem Gesicht die Züge des letzten Mannes sehen, den sie gegessen, und in einer Stunde zeigte sie sechs verschiedene Physiognomien.

Wenn sie aber allein zu Hause sein musste, fiel sie zusammen wie ein leerer Sack; sie wurde krank, litt an Lebensüberdruss, Selbstmordmanie. Als Larve war sie Nachttier, schlief am Tage und erwachte erst, wenn die Sonne unterging und die Kronen des Cafés entzündet wurden. Wenn sie einmal von sich selber sprach, ward es ein Klageruf; sie weinte über sich und ihr Schicksal! Dann konnte es klingen wie das Lied des Wassermanns oder der Seejungfrau; das

unendlich wehmütige Lied eines unseligen Geistes, der die Hoffnung auf Erlösung verloren hat.

Sie benutzte oft das Wort Lebensfreude. Dieses Wort ist erfunden und verbreitet worden von einer grossen Larve, die Seelenselbstmord begangen hat. Das Wort bedeutet wohl: die Freude, auf der Erde, im Sonnenschein zu sein. Es war des Wurms Verlangen, fliegen zu können; und dass die Lebensfreude vermisst wurde, lag wohl in dem Unsinnigen, dass eine gelegentliche Materialisation ewiges Leben besitzen könne. Für sie war der Tod das Ende von allem, während der Tod doch ein Anfang ist. Darum fürchtete sie Kirchhöfe und Leichenwagen, hasste Ernst, wurde krank von Trauerspielen und Beethoven; betete zu Gott, dass sie abends eine Operette besuchen dürfe; weinte, wenn die eingestellt wurde. Aber sie weidete sich am Leiden der Männer und zeigte darin ihre Verwandtschaft mit dem Vertreter des Bösen.

Einmal erzählte sie ganz naiv, wie sie in Paris einen jungen Mann in Flammen gesetzt. „Er weinte, als er mich im Luxemburger Garten sah." Und dann lächelte sie so schön, wie ein Kind, wenn es eine Freude erfährt.

Sie schenkte sich nur fort, um eine frühere Verbindung abzubrechen und den Verlassenen mit dem Schmerz des Vermissens zu peinigen.

Damit aber sammelte sie einen solchen Block von psychischem Strom, dass sie schliesslich von den Entladungen erschlagen wurde.

Sie war immer ausgerüstet mit „verlogenen Wahrheiten" (wie Goethe sie nennt); jeden Tag log sie sich eine Art Charakter zusammen, wenn man das Wort lügen von jemandem benutzen kann, der nicht weiss, was Wahrheit ist (= wie es sich wirklich verhält).

Sie konnte nachts im Café lange Reihen wohllautender, weicher Worte aussprechen, die be-

rauschte und schlaftrunkene Männer wie Musik anhörten, ohne sie eigentlich zu verstehen!

Einmal hörte ich als Nüchterner diese Musik an, und es war nichts; nur dunkles Gerede, Improvisationen.

Führte man ein ordentliches Gespräch, so gingen die Aussprüche einander parallel, ohne sich zu treffen; und einmal musste ich sagen:

— Ich verstehe nicht, was du meinst; du antwortest, als widerspreche ich dir, aber ich bin ja deiner Meinung.

Nein, ich sei nicht ihrer Meinung; ich habe nur dumme Ansichten; die bekämpfte sie, obwohl ich *ihre* Ansicht verfochten hatte.

Sie hatte zum Beispiel eine Schwester beim Ballett. Eines Tages fragte ich aus Wohlwollen, ob ich dem Mädchen nicht zur Bühne verhelfen solle, da es Begabung gezeigt.

— Nein, man soll ein Kind niemals zu einer Laufbahn *zwingen* . . .

— Aber es ist ja kein Zwang; es ist ja nur ein freundliches Anerbieten, ihre Stellung zu verbessern . . .

— Nein nein, man soll ein Kind niemals zwingen...

— Aber sie will ja selber zur Bühne . . .

— Mein Vater zwang mich, Sängerin zu werden (das war natürlich eine Lüge!), und es ging nicht gut (es ging überhaupt nicht, weder gut noch schlecht!) . . .

— Aber liebes Kind, Sie zwingen sie ja zum Ballett, während sie zur Bühne will.

Da ward sie böse, weil ich sie weckte; sie wurde böse für alles und nichts! Und sie fuhr fort:

— Man soll ein Kind *nie* zwingen . . . Usw.

Ihre subjektive Art, Menschen umzumodellieren, stellte die Geduld auf eine harte Probe. Ich war

von Natur ein wilder Geselle, allzu leichtsinnig, um ernst leben zu können. Aber mich machte sie zu dem düstern, strengen Mann, der den Menschen die Lebensfreude rauben wollte.

— Du nimmst alles so schwer (das war norwegisch); du quälst dich selber (im Gegenteil!); man fühlt sich beklommen, wenn du nur ins Zimmer trittst; du raubst einem die Lebensfreude. Und so weiter.

Das alles, weil sie mich hasste!

Sie hielt zuweilen Reden und gab Charakteristiken von den Anwesenden, die ganz wahnsinnig waren.

— Dieser Xgren, das ist ein Charakter, den liebe ich.

Sie liebte ihn heute, weil er ihr Blumen gebracht hatte; doch war er der Charakterloseste der ganzen Gesellschaft.

Der Geck, der sie mit Anekdoten und Couplets zum Lachen brachte, war der „grösste Mann“, der unter einer scherzhaften Oberfläche Tiefe verbergen sollte!!! Tiefe!

— Und er trägt seine Sorgen niemals in die Gesellschaft, um seine Mitmenschen zu quälen.

Das war für mich, der ich ein Trauerspiel geschrieben hatte.

Professor Y war ein Genie, weil er Chopin spielte (jedoch schlecht).

Ich hatte einen älteren Bruder, den sie nicht leiden konnte, weil er mein Freund war. Eines Tages aber rief sie aus:

— Dein Bruder ist der beste Mensch, den ich kenne!

— Dann verstehe ich! Er ist treulos gegen mich gewesen!

Und das war er, da er in ungerechter Sache ihre Partei ergriff.

Es fehlten ihr alle Begriffe von Recht und Un-

recht, Falschheit und Wahrheit, und sie schob alle ihre Fehler auf andere. Mich machte sie schliesslich zu einem Missetäter, der mit allen ihren Fehlern beladen war. Ich war geizig (obwohl ein Verschwender); ich war ein Othello (obwohl ich so edelmütig war, dass ich ihr meinen Nachfolger ausersah); ich war der grösste Selbstquäler, den es je gegeben (ich, der Genusssüchtigste); ich war neidisch (der ihr alles Gute gönnte, trotz allem).

Wenn sie am Rand des Abgrunds ging, und man sie wecken wollte, war es unmöglich: sie musste dahin. Es war unmöglich, sie zum Bewusstsein zu wecken, weil das ihr fehlte und das Selbst auch.

Sie sprach immer im Superlativ oder Diminutiv; alles war entweder wunderbar, wenn es auch nur ein kleiner Likör war, oder es war ganz und gar nichts!

Obgleich aber ihr Selbst so schwach war, wurde es doch von ihr in den Mittelpunkt ihres kleinen Weltalls gestellt. Ihre Umgebung von Bohémiens ward zu einem Königshof; es waren alles Königskinder, wie Zigeuner Grafen sind; die ganze Gesellschaft, ihr Stammtisch ausgenommen, bestand aus Philistern, die arbeiten, Kinder ernähren, Steuer bezahlen, das Land verteidigen, kaufen und verkaufen sollten. Die Erde war ihrer Majestät zinspflichtig.

Sie war natürlich gottlos, hatte aber Stunden, in denen sie sich unselig fühlte, verdammt, und nach der Erlösung seufzte; damit meinte sie den Tod, die Verpuppung für den künftigen Schmetterling. Da weinte sie, nicht über sich selber, aber über ihr Schicksal.

Doch diese lose Kombination von Elementen in labilen Stadien besass die Fähigkeit, ihre unausgereifte Person zu verwandeln; und ihr Selbst sass so lose in den chemischen Verbindungen, dass es wie die gebundene Wärme in einem Augenblick

frei werden, irradieren, in den Raum hinausgehen, aus der Entfernung angreifen konnte. Sie war mit einem Wort ein Incubus oder Succubus. (Vergleiche Huysmans, En route.)

Aber sie konnte auch, vielleicht ohne es zu wissen, Gegenstände, nach denen sie verlangte, gleichsam anziehen. Sie brauchte nur eine gewisse Sache von einer bestimmten Person zu wünschen, so bekam sie diese Sache. Sie liebte Bücher, in denen Bilder waren, und wenn ich ein schönes Buch nach Hause gebracht hatte, so wurde ich eine Zeitlang von dem Gedanken ergriffen: Das soll Thais haben! Sie bekam es. Aber ich grämte mich nachher, denn sie schenkte es bald fort. Doch wiederholte ich die Dummheit kurz darauf!

Eines Tages wünschte sie sich zwei dunkelblaue Hyazinthen vom Professor. Er wusste nichts von ihrem Wunsch, kaufte sie aber auf irgend eine innere Aufforderung hin. Als er mit den Blumen kam, rief sie aus:

— Nein, wie nett du bist, ich verlangte gerade nach zwei blauen!

— Das ist doch eigentümlich, antwortete er; ich wollte zwei weisse kaufen, fand aber nur blaue.

Diese Geschichte ist wahr in ihrer Eigentümlichkeit.

Ihre Natur war so indolent, dass sie freundlich zu sein schien; und das war sie gegen alle, nur nicht gegen den, welchen sie augenblicklich liebte.

Eine Seligkeit konnte sie nicht gewähren, denn dazu ist die Liebe, Hingebung, Aufopferung beider Teile nötig.

Das verstand niemand von den Gottlosen; die suchten vielmehr in Zoologie und Physiologie die Erklärung des einfachen Problems, über das so viele innerhalb des ehelichen Bundes gegrübelt haben. Und es ist doch ebenso einfach wie schön:

in Hass oder Skepsis wird keine Seligkeit geboren, nur Enttäuschung; daher das beständige Klagen über Enttäuschung.

Sie ist nicht „glücklich“ in der Ehe, das bedeutet ganz einfach, dass die Liebe, die Liebe der Seelen nämlich, bei einem der beiden oder bei allen beiden fehlt.

Aber sie jagte nach dem Glück, suchte und suchte, jedoch an unrichtigen Stellen; fand es aber nicht, denn die Liebe ist bei den Gottlosen nicht zu finden.

Wenn nur das Göttliche im Menschen in die Materie niedersteigen darf, so glänzt und wärmt es mit einem übernatürlichen Glanz und einer übernatürlichen Glut; und was ein Kraftverlust für den niedrig Gesinnten ist, wird ein Gewinn für den, der reinen Herzens ist; er scheint sich zu geben, aber er empfängt unendlich; er wandert den ganzen Tag in einem seligen Verlangen nach dem Untergang der Sonne und dem keuschen Dunkel der Nacht oder der blauen Nachtlampe des Mondes. Und dieses Mysterium, das verträgt nicht das starke Licht des Tages, nicht einmal das der Arbeitslampe. Ja, so ist es!

Das aber verstand die arme Thais nicht; darum irrte sie suchend, trauernd, fragend umher, ohne zu finden.

Schliesslich verheiratete sie sich; aber sie war bald gesättigt, und gegen des Mannes Ansicht trat sie die neue Hochzeitsreise an, die in die Weite ging.

Da geschah etwas, was ich nicht weiss, was ich aber glaube ausrechnen zu können. Der Mann erschoss sie und sich! Wahrscheinlich weil der erste Mann ihnen mit seinem Fernhass folgte und beiden die Möglichkeit zur Freude nahm. Ich bin beinahe überzeugt, dass ich richtig gerechnet habe!



GEFÄHRLICHE DINGE

Goethe schrieb 1809 in seinen „Wahlverwandtschaften" über ein höchst empfindliches Verhältnis; es war jedoch eine grosse Entdeckung; und obwohl er das Thema mit äusserster Feinfühligkeit behandelte, hätte er doch beinahe seinen Ruf vernichtet.

Eduard und Charlotte leben in einer glücklichen Ehe. Da kommt ein Major ins Haus, aber auch eine Freundin. Nun entsteht kreuzweise Sympathie zwischen dem Major und Charlotte (der Frau) sowie zwischen Eduard (dem Mann) und Ottilie (der Freundin). Aber das Verhältnis zwischen den Parteien ist unschuldig, wie sie aus guten Gründen meinen; und alle glauben die gefährliche Leidenschaft bekämpft zu haben.

Ein Kind ward jetzt in Eduards Ehe geboren, und an seiner ehelichen Geburt ist nicht zu zweifeln: Es war das Kind der Gatten.

Doch, da kommt das Verhängnisvolle: Das Kind wird dem Major ähnlich und auch Ottilie.

Die Ursache wird von Goethe leicht angedeutet: Die Eltern hatten das Bild der andern im Herzen getragen, ein seelischer Ehebruch war begangen worden. Dann beginnt ein Trauerspiel, das nicht zu meinem Thema gehört.

Ich weiss von einem Weib, das einen Mann unschuldig liebte, oder für ihn schwärmte. Sie verheiratete sich mit einem ganz andern Mann, und ihrer beider Kind wurde dem Freund ähnlich, den sie geliebt hatte.

Es ist also nicht damit zu spielen; und obgleich Gedankensünde vom Gesetz nicht bestraft wird, hat sie doch Folgen, die schlimmer sind als alle Strafen des Gesetzes.

Er ist vierzig Jahre alt und hat sich nicht verheiratet, obwohl kein Hindernis vorhanden gewesen, im Gegenteil. Aber ich glaube die Ursache zu wissen. Seine Eigenliebe ist so gross, dass er nicht aus sich herausgehen kann; er will geliebt werden, will aber nicht lieben. Mit dieser Eigenliebe reagiert er eigentlich gegen seine Leere, denn er läuft umher und gibt Rollen, bietet sich scheinbar an, während er von fremden Seelen, von fremden Zuneigungen lebt; ja sich sogar wie eine Katze an fremder Liebe wärmt.

Wo er eine glückliche Ehe entdeckt, drängt er sich ein. Zuerst befreundet mit dem Mann, wird er bald Freund mit der Frau; interessiert sich für die Kinder, und schliesslich für die Dienstboten. Er bereitet sich dort ein Heim, kommt und geht, hat Zutritt zu Schlafkammer und Kinderstube. Aber er will nichts, nur sich anbieten, zu Freundschaft und Bewunderung einladen. Er steht über allem Verdacht als Don Juan; darum kann er mit der Frau des Hauses morgens spazieren gehen. Bei Gesellschaften vertritt er den Wirt; er ladet ein oder bringt seine Bekannten ins Haus.

Es verging einige Zeit, ehe der verheiratete Mann aus der Verzauberung erwachte. Als er aber merkte, dass er allein zu Hause sitzen musste, während Freund und Frau in Konzert und Schauspiel gingen, bewölkte er sich; klärte sich aber wieder auf, um nicht lächerlich zu werden. Seine Augen hatten sich jedoch geöffnet; und nun merkte er, dass das Haus verändert war; Gewohnheiten, Stunden, Geschmack, alles war nach Alphons' Kopf geordnet. Die Frau las nur seine Bücher, spielte seine Musik, sah seine Stücke. Sie sprach nur von ihm, den ganzen Tag und die halbe Nacht. Der Mann ent-

deckte, dass er seine Frau verloren hatte, ohne dass sie ihm untreu gewesen, wie man es nennt.

Wenn die drei zusammen sassen, sprach der Freund allein zur Frau, die ihre Gefühle nicht verbergen konnte; und der Mann stand ausserhalb.

Eines Abends kam der Freund um neun Uhr auf Besuch, brachte der Frau Blumen und wollte etwas Dringendes mit ihr besprechen. Die drei sassen da, und das Dringende kam nicht heraus. Da wandte sich Alphons an den Mann und sagte:

— Geh und leg dich schlafen.

Der Mann ging nicht und legte sich nicht schlafen, aber er setzte sich im selben Zimmer an seinen Schreibtisch, kehrte den beiden den Rücken und „die grosse Verachtung" zu.

Sie mussten es schliesslich gefühlt haben, denn ihr Gespräch stockte; Alphons fühlte sich nicht mehr wohl und ging, nachdem er dem Mann gesagt hatte, was er nicht hätte sagen sollen.

Da ergriff der Mann das Wort und sagte zu seiner Frau:

— Hat er um dich gefreit?

— Um mich? Bist du närrisch?

— Du liebst ihn! Heiratet euch!

Nein, das wollte sie nicht; sie liebte nicht Skandal; der war nicht nötig; und für ihre Gefühle brauchte sie nicht Rechenschaft abzulegen.

— Wenn etwas, ist doch Liebe ein Gefühl!

Schliesslich sagte der Mann sein Ultimatum:

— Alphons kommt nie mehr ins Haus!

Am nächsten Tag bekam der Freund den Brief, der am Abend geschrieben wurde. Dieser Brief enthielt die Aufforderung, Alphons solle sich mit der Frau verheiraten. Der aber war so frech oder so kühn, seine Antwort mündlich zu geben:

— Ich werde mich nie verheiraten.

— Sondern mit dem Schmarotzen fortfahren, parierte der Mann.

Das Heim war indessen ruiniert, die Frau wollte sterben, die Kinder litten. Schliesslich musste der Mann, um des lieben Friedens willen, der Kinder wegen, sich zu dem demütigenden Kompromiss verstehen, dass Alphons auf Besuch kommen dürfe, wenn der Mann fort war.

Alphons war niedrig genug, um auf die Bedingung einzugehen; und er tat so schamlos, dass er bei Gesellschaften als Wirt auftrat und Dienstboten wie Weinkeller kommandierte. Jemand bemerkte darüber, recht zynisch, aber nicht so unrichtig.

— Wenn er wenigstens der Liebhaber wäre! Aber er lässt sich nicht lieben!

Die Geschichte nahm jedoch ein schnelles Ende! Es war nämlich noch ein erwachsener Sohn da, der sich in der Fremde aufgehalten hatte. Als der nach Haus kam, machte er es wie Odysseus mit den Freiern; allerdings nicht ganz so, denn er schoss Alphons nicht nieder, sondern tat etwas anderes.

Einige Zeit war der Freund krank; dann war er naiv genug, sich zu beklagen:

— Die Menschen sind so sonderbar, sagte er. Ein reines, uneigennütziges, grosses Gefühl, das verstehen sie nicht zu schätzen. Und unsere Gefühle, ja . . .

Aber das Heim war verheert. Die Gatten konnten sich nicht wiederfinden; Unfriede herrschte; die Kinder litten; und das ganze, lange Leben erschien den beiden Unglücklichen als eine einzige Qual.

Ein halbes Jahr später hatte Alphons ein neues Heim entdeckt, und ist nun im Begriff, das zu schleifen!

Zu heiraten wagt er nicht, denn dann weiss er, was seiner wartet, wenn sein Karma sich einmal zu entwickeln beginnt! Ich sehe ihn: wie er, gezwungen, sich zu verheiraten, abends mit Frau und „Freund“ dasitzt. Und ich höre den Freund sagen: Geh und leg dich schlafen!

DER BACKENSTREICH

Ich war dreissig Jahre alt; das Leben wurde mein zum erstenmal, nachdem ich im Kartoffelkeller gelegen und weisse Wasserkeime geschossen hatte, statt zu wachsen. Heim, Gattin, Kind hatte ich bekommen, und ich war mein eigener Herr geworden. Nachdem ich gehörig gearbeitet, pflegte ich Freunde bei mir zu sehen; ich nenne sie Freunde, weil sie bei mir gediehen und ich mit ihnen. Wir taten nichts Böses; wir spielten wie Kinder mit Worten und Tönen; verkleideten uns, um uns schöner zu machen; dichteten und hielten Reden . . . Ich glaube, man gönnte mir diese Stunden.

Aber es wurde bald etwas zu viel; der heilige Schlaf wurde in seiner Majestät gekränkt; der Wein wurde sauer in den Gläsern. Und eines Nachts, gegen Morgen, in einem fröhlichen Kreis, am besetzten Tisch, schäumt der Übermut über, da das Glück in einem Augenblick mir alles auf einmal gegeben — und ich spreche ein Wort aus, das ein verheirateter Mann nicht sagen soll. Da knallte eine Ohrfeige von einer kräftigen Hand. Ich fand die so natürlich und fuhr in meiner Ausführung fort, ohne eine Sekunde Pause zu machen; jetzt aber in einer andern, bessern Tonart. Niemand nahm Notiz von dem Geschehenen, alles ging weiter wie vorher; und wir trennten uns alle als Freunde.

Der mir den Backenstreich gegeben, war ein Junggeselle von nicht so feinen Sitten; wenn er meinen Standpunkt missbilligt hatte, musste ich sehr tief gestanden haben.

Mehrere Tage trug ich die blauen Zeichen auf der Backe. Meine Frau sagte nichts; nur einer der Freunde liess sich etwas von der Sache merken.

— Wie konntest du dir das gefallen lassen?

— Ich muss wohl gefunden haben, dass ich es verdiente! Sonst kann ich's nicht erklären?

Jetzt bei sechzig Jahren wünsche ich, man hätte mir mehrere solche Ohrfeigen gegeben, bei verschiedenen Gelegenheiten, denn die erste hat nichts geholfen!

Wenn ich das jetzt bekenne, fühle ich es als ein grosses Glück, dass ich es über mich vermocht habe, es einzugestehen. Und nun möchte ich noch zwanzig Jahre leben, um die Lehren, die ich erhalten, zu benutzen und dabei meine frühere Ungelehrigkeit mit ihren betrübenden Folgen zu vergessen!

Man sieht im ersten Akt eine Menge Eidame und Töchter auftreten, und einen Schwiegervater, der viel verlangt; aber man sieht keine Mutter, und niemand nennt ihren Namen. Sie ist also tot! Aber man pflegt ja bei Familienfestlichkeiten in einem unbewachten Augenblick an die Abgeschiedene zu erinnern. Hier herrscht Schweigen! Die Töchter sind nicht angenehm, doch Cornelia, und der Narr charakterisiert sie auf eine einfache Art, als er Goneril kommen sieht: „Da kommt so ein Auswurf."

König Lear ist mir nie sympathisch gewesen. Er verlangt Liebe, während Liebe gerade zu geben ist: geben, ohne Lohn, ohne Dank. Geben für Gegengaben ist kaufen: Geben um zu geben, das ist Liebe. Er schenkt allerdings sein Reich mit einer Hand fort; aber mit der andern nimmt er ein fettes Stück zurück, da er sich als Altsitzer mit einer Bedeckung von hundert Mann bei Neuvermählten niederlässt. Das ist unverständig von einem so alten Mann, und Goneril hat recht, wenn sie sich über das Räuberleben beklagt, das einhundert Ritter in ihrem jungen Heim führen:

> So wildes Volk, so schwelgerisch und frech,
> dass unser Hof, befleckt durch ihre Sitten,
> gemeiner Schenke gleicht. Unzucht und Lust
> stempelt ihn mehr zum Weinhaus und Bordell
> als fürstlichen Palast.

Lear antwortet: Höll und Teufel! und dann sagt er, es sei Lüge. Sein Gefolge besteht aus ausgewählten Ehrenmännern! Hat Goneril gelogen oder übertrieben? Oder lügt der Alte? Ich weiss nicht.

Goneril verlangt indessen, dass fünfzig Mann eingezogen werden. Da verflucht der Vater sie! Ist das Vernunft?

Dann will Regan das Gefolge auf fünfundzwanzig herabsetzen. Da wird der Alte verrückt und geht

auf die Heide hinaus. Und dort hält er seinen grossen Monolog; diesmal aber nicht gegen die Undankbarkeit der Kinder, die hier Töchter sind, sondern gegen das Weib im allgemeinen. Da kommt Frau Lear! dachte ich, denn mit dem erotischen Leben der Töchter hatte er keine Veranlassung sich zu beschäftigen.

> Vom Gürtel nieder sinds Centauren,
> wenn auch von oben Weib; nur bis zum Gürtel
> sind sie den Göttern eigen: jenseit alles
> gehört den Teufeln, dort ist Hölle, Nacht . . .

Es ist nicht daran zu zweifeln, dass eine dunkle Erinnerung im Hirn des Alten aufsteigt, dass er in der Töchter zynischen Attaken auf Edmund ihre Mutter wiedersieht, deren Erbe sie tragen müssen. Es gibt nämlich eine Stelle im zweiten Akt, die nicht klar ist, aber ein Geheimnis enthalten kann von der Art, wie es der Mann nicht gern alle Tage verrät. Regan kommt und begrüsst Lear:

Regan

> Ich bin erfreut, Eur' Majestät zu sehen.

Lear

> Regan, ich denk, du bists, und weiss die Ursach,
> warum ichs denke: wärst du nicht erfreut,
> ich schiede mich von deiner Mutter Grab,
> weils eine Ehebrecherin verschlösse.

Regan ist falsch, da sie sagt, sie sei erfreut, den Vater zu sehen. Denn sie hat eben andern erklärt, sie wolle verreisen, wenn der Alte auf Besuch käme. Lear glaubt ihr nicht und wird ironisch. Aber die Inversion in der Phrase ist so kühn, dass ich glaube, sie hat zurückgeschlagen; oder hat versagt, mit einem Wort! Das sei dahingestellt!

Shakespeares behaupteter Frauenhass wird so schön im fünften Akt widerlegt, als Lear seine Cordelia wieder bekommen hat:

Lear

Bittst du um meinen Segen, will ich knien
und dein Verzeihn erflehen; so wollen wir leben,
beten und singen, Märchen uns erzählen
und über goldne Schmetterlinge lachen.

Gut und böse, die Wurzel im Dung und die Blüte im Licht, das Schönste aufs Hässlichste gepfropft, das Meisterwerk der Schöpfung aber verpfuscht; hassend, wenn sie liebt, und liebend, wenn sie hasst — so schildert Shakespeare das Weib, die Sphinx, deren Rätsel man nicht lösen kann, weil es unlösbar ist oder nicht existiert!

Aber es ist mir ein Bedürfnis, mir zu denken oder zu ersinnen, Cornelia sei die schöne Face ihrer Mutter, die sie überlebte; eine Pailette aus reinem Gold in schwarzem Schiefer, die der Achtziger in seiner Jugend mit den scharfen Augen der Liebe gesehen, ausgebrochen, eingefasst und an seinem Herzen verborgen hat! Wie hätte er sonst Gonerils und Regans Mutter lieben können?

In einem Drama darf man ja nicht rasche Umschläge in der Entwicklung des Charakters vornehmen, ohne sie ordentlich zu motivieren. So wird der gute, fromme, geduldige Albanier in „Lear“ ein Löwe, als er das Urböse bei seiner Frau und seiner Schwägerin ganz zynisch hervorblitzen sieht. Dieser Ausbruch von Hass gegen die Bosheit befriedigt und bildet nur die Kehrseite der Güte, die gleich dem Semaphor die andere Seite zeigt, wenn Gefahr im Anzuge ist.

Im Leben kann man einen bösen Menschen gut werden und einen guten schnell oder langsam herunterkommen sehen. Das letzte ist das schmerzhafteste Schauspiel, das man sehen kann; ich erinnere mich kaum eines Dramas, in dem man das Publikum mit diesem aufregenden Anblick zu quälen gewagt hat. Daudet hat in „Jack“ geschildert, wie ein feines schönes Kind so allmählich entartet; das ist das herzzerreissendste Buch, an das ich mich erinnere. Und zwar deshalb, weil es der natürlichen Ordnung widerspricht, direkt gegen den Sinn des Lebens geht, der Erziehung und Aufstreben ist; und das ist nichts anderes als Entwicklung und Fortschritt.

Oft sieht man ja, dass Kinder, auch aus geringem Stande, von den Eltern besser gehalten werden, als sie sich selber halten. Der Typus des Kindes ist fein, überirdisch, engelhaft. Dann kommt der Zahnwechsel; die Züge des Antlitzes wachsen ungleich; die Oberlippe ist etwas zu gross, die Nase etwas zu klein; die kleinen runden Wangen werfen sich; das herrliche grosse klare Auge wird unrein und ist jetzt etwas zu klein. Die hübschen Milchzähnchen fallen aus, und die Lücken erinnern an Greise und Greisinnen. Das ist ein

Verfall; den sehen die Eltern, unter dem leiden sie, übersehen ihn aber, wenn das Kind nett ist.

Dann kommt die Jungfrau und der Jüngling. Die können schön sein, wenn nämlich noch Spuren vom Kind vorhanden sind. Oft tritt dagegen eine Charakterveränderung ein, welche die Eltern erschreckt; besonders wenn sie ihre eigenen Fehler vergrössert umgehen sehen; damit beginnt die zweite Erziehung der Eltern; das ist ein Kursus, so unbarmherzig streng, dass auch der Stärkste um Gnade und Schonung bittet! Das ist zuviel!

Aber es ist doch so glücklich eingerichtet, dass die Kinder gleichsam ein Reflex der Eltern sind: wenn sich also Vater und Mutter beobachten, so ändert sich das Kind auch. Beinahe immer. Ich habe eine junge, schöne und grausame Mutter gesehen, die mit den Schicksalen der Menschen spielte, sich an fremden Leiden weidete, besonders am Leiden des Gatten, der nicht böse war. Sie trieb das unverständige Spiel mit dem Kind, dass sie das Kind reizte, aus Scherz natürlich. Das Kind aber antwortete. Gegen den Vater war das kleine Mädchen immer weich und gut, wie er gegen sie. aber gegen die Mutter wurde es dämonisch boshaft. Es war, als habe die Kleine die Rolle der Mutter gegeben, um ihr zu zeigen, wie bodenlos ihre Bosheit sei.

Seltsamerweise war die Mutter so von dem Kind eingenommen, dass sie es nicht zu züchtigen vermochte; oder vielleicht schützte eine unbekannte Hand die Tochter.

Die Mutter weinte bitterlich über die Bosheit des Kindes, beklagte sich beim Vater. Da der aber nur die schöne Seite des Kindes zu sehen bekam, begriff er nicht die merkwürdige Charakterveränderung bei der Kleinen. Er hatte sein artiges Kind, die Mutter ihr boshaftes, in derselben kleinen Person.

Schliesslich wurde das schöne grausame Weib gebeugt, als es sah, wie ihre Bosheit von dem Kind in Szene gesetzt wurde. Sofort änderte sich die Tochter, tröstete und liebkoste ihre Mutter, wurde mit sechs Jahren ihre intime Freundin und ihr guter Engel.

Sobald aber die Mutter einen Rückfall hatte, kam der Kinderdämon wieder und karikierte, nun jedoch milde vorwurfsvoll:

— Du bist so schön, Mama, wenn du artig bist!

Das wirkte besser! Du bist so schön!

Wenn das von Gott mit Schönheit beschenkte Weib wüsste, wie hässlich es ist, wenn es zornig wird oder treulos!

Wirkliche Schönheit kann ohne Güte nicht existieren, denn es sind nicht die Züge allein, sondern der Ausdruck, der den Zügen ihren übernatürlichen Reiz gibt. Wie entstellt ein plötzliches Gefühl von Hochmut ein schönes Frauengesicht. Die sonst schöne Nase wird dünn und strebt nach oben; die Lippen, vorher in einer angenehmen, feuchten Ruhe, werden trocken und scharf; der liebliche Glanz des Auges wird funkelnd; das Augenlid wird herabgelassen, als schäme es sich über die Verhässlichung, wolle die Verwüstung verbergen.

Oder in dem unbegründeten Zorn (es gibt auch einen begründeten und erbaulichen Zorn): da schrumpft das Gesicht zusammen, aber so ungleich, dass die Züge nicht passen; der eine wird zu gross für den andern; die Nasenwinkel bewegen sich, wie bei einem bösen Pferd; die Lippen werden in die Höhe gezogen und zeigen die Zähne, die man sonst verbirgt; das Kinn tritt vor, die Backen legen sich an Jochbein und Kieferknochen . . .

Halt dann der Schönen einen Spiegel vor, und sie wird sich über sich selber entsetzen!

— Wenn du so gut wärest, wie du schön bist! Den Gebetsseufzer kennen wir, nicht wahr?

Die Griechen besassen drei Worte für den Begriff Tugend: Kalokagatia, das bedeutet schöne Güte! Sonst heisst Tugend nur Kalôn = das Schöne; oder nur agatòn = das Gute. Gut und schön scheinen eins bei ihnen gewesen zu sein; und das sind sie wohl auch.

Ich sehe zuweilen eine siebzigjährige Alte bei mir, die auf dem Markt gesessen hat. Sie sieht eigentlich aus wie ein Troll, ist von Jahren und Unbilden der Witterung entstellt, hat kaum noch einen menschlichen Zug. Sie trägt Spuren davon, dass sie geprasst und gebummelt hat; aber in dem Augenblick, in dem ich das Gefühl Dankbarkeit hervorrufe, ordnen sich die verworrenen Züge, das halberloschene bittere Auge bekommt einen schönen Ausdruck, und die Stimme klingt wie das Echo eines wahrscheinlich von Natur guten Herzens.

Unsere Vorväter, die Romantiker, schrieben viel von schönen Seelen; wir haben nur schöne Körper gesehen; aber der Körper ist ja an sich tot.

— Wir *sind* nicht Körper, sondern wir *haben* Körper.

Wer seinen Körper massakriert hat, kann Seelen sehen, durch fettigen Gehrock, eine geänderte Jacke hindurch.

Wenn er aber durch das schöne Kleid, unter der kleinen runden Wange, dem stolzen Busen ein hässliches Herz sieht, dann schaudert es ihn, und er denkt an einen toten Körper, der einmal in einer Grube sich in etwas Hässliches verwandeln und einen bösen Geist loslassen wird, dessen Beschäftigung es ist, schlafende Menschen zu quälen oder Verdammten Gesellschaft zu leisten.

Es ist furchtbar, das Schöne vergehen zu sehen, die ganze Schöpfung schaudert, die Menschen wenden sich ab, verbergen ihr Gesicht und weinen.

Jüngst geschah es in einer Oper, als die Bühne mit Künstlern gefüllt war, dass die schönste der Schönen, die kleine Königin, die Sängerin, ihrer Laune nachgab; und da wurde eine Szene aufgeführt — zwischen *ihr* und ihrem Bräutigam!

In einem Augenblick stand die Bühne leer. Niemand wollte *das* sehen; alle flohen entsetzt, als habe sich der Boden geöffnet und die Eingeweide der Erde sich entblösst; der Brandmeister verlor den Verstand und löschte alle Lichter, als könne allein die Dunkelheit Hintergrund zu dieser Szene sein; das Orchester, das nichts gesehen hatte, fuhr einen Augenblick im Spielen fort, aber die Töne wurden zu einem Geheul verzerrt . . .

Hinterher, zur Ehre der Menschheit, wagte niemand davon zu sprechen; niemand gestand ein, dass es geschehen sei; die es aber gesehen, sahen einander nicht in die Augen, wenn sie sich trafen, als wollten sie diesen Augenblick ewig verbergen und vergessen; und mit den Blicken sagten sie zu einander: Still! Das *darf* nicht wahr sein!

Ein junges Mädchen aus sehr guter Familie hatte eine Mutter, die ungeheuer reich war, aber für geizig galt. Die Tochter war von Natur nicht freigebig, vielleicht recht sparsam; als aber das Gerücht vom Geiz der Mutter ihr Ohr erreichte, schlug sie um und wurde verschwenderisch. Sie nahm einen Reaktionscharakter an, arbeitete ihrer Neigung zu Geiz entgegen und streute das Geld mit vollen Händen aus: als sie starb, war sie ruiniert, mit Mann und Kind.

Ein Kaufmann hatte einen Hausknecht, der bis zum fünfzigsten Jahr ein Muster von Nüchternheit, Ehrlichkeit, Anständigkeit war. Er war beinahe ein Gelächter unter den Dienstmädchen wegen seiner Tugend, und ihn zum Trinken zu verlocken, war unmöglich.

So wurde er fünfzig Jahre. Eines Nachts erwachte sein Herr davon, dass an die Haustür geklopft wurde. Er kleidete sich an und ging hinunter: Schutzleute brachten in einer Droschke seinen Knecht nach Haus.

— Was ist das?

— Der Mann ist betrunken und hat eine Fensterscheibe eingeschlagen.

— Das ist nicht wahr! antwortete der Herr. Er trinkt nicht, und ich will morgen einen Eid darauf ablegen, dass er nüchtern ist, aber krank geworden sein muss.

— Schwören Sie nicht darauf!

Der Herr schickte nach dem Hausarzt; der konstatierte Alkohol.

Damit begann der Verfall. Der Knecht geriet an ein altes Weib, das ihn verführte und ihm eine tödliche Krankheit bescherte. Nach langem Leiden starb er.

Aber er hatte auch seine Gemütsart geändert. Der ruhige, sich beherrschende Mann wurde reizbar und boshaft, seine guten Blicke wurden scharf; er war nicht mehr er selber, sondern ein fremdes Wesen war in ihn eingetreten.

Wenn sich das Mädchen verheiratet, und besonders nach dem Kind, pflegt sie ihren Charakter zu ändern. Auch während der Schwangerschaft macht sie solche Verwandlungen durch, dass man sie nicht wieder erkennt. Der Mann hat sich mit einem Mädchen von dem und dem Charakter verheiratet, jetzt aber ist er an eine fremde Person gebunden, an einen ganz andern Menschen.

Und während der Periode des Weibes, die sehr geheimnisvoll ist, scheint sie in Verbindung mit dem Unterirdischen zu treten. Eine höllische Bosheit ist verbunden mit einer Ummaskierung; sie bekommt ein neues Gesicht, neue Begierden und Neigungen, aber meist Verlangen nach dem Unsinnigen. Sie sondert während dieser Tage ein Gift ab, das ist Jod; und ihr ganzes Wesen ist dann giftig; körperlich und geistig kann sie ihren Mann vergiften. Die Gesetze Mose betrachten sie als unrein, und sie anzurühren, war streng verboten.

Die Frau von dreissig Jahren, die kennen wir, und das ist etwas Entsetzliches. Sie fühlt, die Jugend ist geflohen, aber sie will sie in der Flucht festhalten. Alle Scham verschwindet, sie tritt selber als Freierin auf, ergreift die Initiative und verführt, bricht Verlobungen, sprengt Ehen. Ihre ganze Erziehung schreitet rückwärts, abwärts; sie liebt alle Männer, ihren Mann ausgenommen; und wenn sie einen Liebhaber bekommt, so hasst sie den auch.

Ein von Natur schwacher Mensch kann sich verlocken lassen, einen Heldencharakter anzulegen. Der aber kleidet ihn nicht, und sein Mut erscheint gemacht! Nach Krankheiten und grossen Sorgen sind Menschen nicht mehr sie selber, sondern sich unähnlich geworden.

— Das sieht ihm gar nicht ähnlich! sagt man und will darauf schwören, dass dieser Mann diese Handlung nicht habe begehen können.

Aber man soll niemals schwören! Fremde Willen können in eine Person eintreten, ob durch Verkehr oder aus der Entfernung; darum so viele geheimnisvolle Prozesse, bei denen das wirkliche Motiv niemals gefunden wird; bei denen der Angeklagte seine Angaben in Unendlichkeit variiert, ohne zum Bewusstsein des Hauptmotivs zu kommen.

Der Mensch hat eine gewisse Furcht und einen gewissen Ekel vor sich selbst; möchte gern ein andrer sein, als er ist. Es ist wohl der Tod, der ihn von dem unangenehmen Kameraden befreit, an den sein besseres Ich festgeschmiedet ist.

Ein grosser Kummer ist etwas Erbauliches; das Leben wird zum Feiertag; man hat etwas verloren, aber man hat auch etwas gewonnen, etwas Kostbares, Teures, das man hütet. Man sucht die Einsamkeit auf, um sich nicht gemein machen zu müssen; man bekommt Widerwillen gegen Speise und Trank, denn was man empfängt, will das Haus gekehrt und rein finden; die Augen werden von Tränen rein gewaschen; der ganze Körper weint inwendig, löst sich auf; man weint sich in den Schlaf, der eine Gnadengabe ist, die den Tränen folgt.

Aber es ist Feiertag jeden Tag, und es ist Versöhnungstag und Ruhetag; der Schlag kam von oben, und man erhebt den Blick, um nachzuschauen, ob nicht die Hand in einem Wolkenriss zu sehen ist.

Man hätschelt seinen Kummer wie einen lieben Gast, hütet ihn, möchte allerdings frei von ihm sein, aber nicht unbedingt. Er ist vornehm und verträgt nicht die Beschäftigung mit dem Alltagsleben. Der Trauernde wird auch verfeinert, er verschönert seine Sprache, seine Sitten. Wer aber glaubt, man könne seinen Kummer im Wein ertränken, der irrt sich; nur mit einsamen warmen Tränen kann er wie eine köstliche Blume begossen werden.

Sie verblüht allerdings, hat abei erst Samen angesetzt.

Im Gesetz Mose wird dem Unreinen und dem, „der Kummer hat“, verboten, dem Herrn zu opfern. „Denn das Opfer des Herrn soll lustig sein.“

Das kann doch nichts anderes bedeuten, als dass man in der Nähe eines Toten gewesen ist; was Unreinheit mit sich bringt. Es sei jedoch zugestanden, dass es unzeitigen, unreinen Kummer gibt

Bauchsorge zum Beispiel; oder übertriebener Schmerz nach Verlust irdischen Guts; Gram über das Glück eines andern, das allerdings in meines eingreift, das ich ihm aber gönnen muss; und so weiter.

Dass die Leute des Alten Bundes trauerten, indem sie ihre Person vernachlässigten, sich nicht rasierten, schlechte Kleider anlegten, kann ich nicht erklären, da ich die Menschen des Neuen Bundes auf entgegengesetzte Art habe handeln sehen.

Ich habe einen Vater gekannt, der sein einziges Kind, eine Tochter, betrauerte. Er sah selber aus wie ein Toter, hatte die Farbe der Leiche in seinem Gesicht; es war, als sterbe er oder als sterbe sie ganz allmählich in ihm. Sie schien sich von seiner Seele loszulösen, wie sie sich unten im Grabe aus ihrem Körper loslöste.

Er wurde immer bleicher und gelber, das Haar ward weiss, der Körper verfiel; seine Stimme ward zu einem Flüstern, und seine Gesprächstoffe wählte er mit Vorsicht. Schliesslich war er befreit, aber auch sie; denn nach einiger Zeit glaubte er in Rapport mit ihr zu stehen, Worte des Trostes zu empfangen; und in einem Traum bat sie ihn, nicht länger zu trauern, denn es tue *ihr* so weh, wenn *er* weine.

Aber es gibt eine Trauer, die noch über die um Tote geht; das ist der Verlust von Lebenden. Das ist der grosse, grenzenlose Kummer der Scheidung, da das Weib das Kind nimmt und geht, wenn die Ursache bloss die Lust nach Wechsel oder der Verdruss über ein misslungenes Geschenk gewesen ist.

Das ist keine Erbauung, kein Ende wie beim Tod, keine Hoffnung, keine Versöhnung. Er fühlt

es, wie sie umhergeht und seine Seele profaniert; den Bund entheiligt, der doch einen Funken vom Licht der Ewigkeit besass. Und er lebt in der beständigen Furcht, sie wird seine Seele an einen andern Mann verschenken, indem sie dem ihre Person hingibt, in der er noch zu finden ist. Und seine Sehnsucht nach dem Kinde ist doppelt, denn er fühlt, wenn das Kind nach ihm verlangt und aus der Entfernung seine Seele aus dem Körper zieht; dann möchte er vor Schmerz den Geist aufgeben und zum Kinde fliegen.

Das ist Lebendige betrauern; dagegen ist der Tod ein seliges Geschenk.

Aber man hat Beispiele gesehen, dass der Verlassene, indem er seine Trauer hütet, aus der Entfernung die Verlorenen bewachen und schliesslich zurückgewinnen kann. Wenn er nur das heilige Feuer unterhält, den Abwesenden mit seiner Liebe folgt und sie mit wohlwollenden Gedanken umgibt; ohne selbstsüchtig zu sein, verzeiht; dann fliesst sein guter Kummer auf sie über und wird in einen stillen Ernst verwandelt, der alle fremden Einflüsse fernhält. Er kann sie mit seinen „Gedankenformen" schützen, sie mit seiner Liebe umgeben, dass sie wie unsichtbar wird; seine Trauer wird zu einem Zeichen an ihrer Stirn; sie wird gezeichnet, dass niemand mehr Lust hat, sich ihr zu nähern. Die Freier sehen, dass sie einem andern angehört und verlieren den Mut; und wenn sie spricht, vernehmen sie *seine* Stimme, und dann fliehen sie: „Hier ist nichts zu gewinnen!" Aber dazu ist nötig, dass *er* keinen Fremden ins Heiligtum einlässt; nicht seine Freunde aufsucht, um die Sehnsucht fortzuskeptizieren; denn sie merkt, wenn er den Griff loslässt, und im selben Augenblick ist sie fort!

Der Staub des Weibes scheint aus einer feineren

Materie zu sein als der des Mannes, und eine von ihren Seelenhüllen auch. Wenn der Mann sie daher in seine Seele einführen und sie wirklich unter der Haut besitzen will, muss er sein grobes Fleisch durch Entsagungen und Pflege reinigen; er muss sein selbstsüchtiges Böse ausroden, seinen Geist mit all den schönen Eigenschaften schmücken, die er besitzen möchte, aber vielleicht nicht hat. Dann erst kann seine Braut Einzug in sein Herz halten, und ist sie dort, so braucht er die Klappen nicht zu schliessen, so lange er nämlich rein und fein hält in den beiden Kammern und in der Vorkammer.

Das, meine Freunde, junge und alte, ist das Geheimnis, wie man sich die Liebe eines Weibes erhalten kann! Ich habe gesprochen! Möge ich es nicht bereuen!

Die Alten bildeten Eros mit einem traurigen Ausdruck ab. Die Liebe, die grosse, gleicht der Trauer; und die gleichen Äusserungen besitzt sie. Ein Gebären erst von etwas, das sterben soll; und ein Gebären von etwas, das Leben haben will; eine Neugeburt nach einem Tod. Und der höchste Augenblick der Liebe gleicht dem des Todes: die geschlossenen Augen, die Blässe des Todes, das Aufhören des Bewusstseins. Wenn der Mann das ersehnte Jawort von der bekommen, die seine Seele liebt, so weint er — aus Freude! Und sein Glück gleicht einer stillen Trauer!

SYMBOLIK DES WASSERS

Für die, welche mit dem einen Bein auf der Astralebene leben, will ich eine kleine Erfahrung mitteilen.

Wir erinnern uns, wie Cagliostro sein Fernsehen und Fernhören über eine Wasserfläche versuchte; oft war es nur ein Glas Wasser; aber die Ursache habe ich nicht verstanden.

Ich lebte in telepathischer Verbindung mit der Frau, der ich ein Kind geschenkt, und ihre Gemütsbewegungen konnte ich aus der Entfernung als einen Eindruck zwischen Geschmack und Geruch wahrnehmen, ohne dass er eins von beiden war. Ich riet, wie viele andere, auf die Schwingungen des angenommenen Äthers, denn der Duft war nicht Duft und der Geschmack war nicht Geschmack, sondern ein Hyperodeur und ein Hypergoût.

Eines Tages war sie fort, sowohl fortgereist wie ausserhalb meines Empfängers (Coherer). Die Leitung war unterbrochen. Zufällig ging ich zur Waschschüssel, um mein Gesicht zu baden. Unmittelbar über der reinen Wasserfläche vernahm ich sie.

Und das bestätigte sich jedesmal, wenn ich mich über eine reine Wasserfläche beugte. Aber ich wagte nicht, wie Cagliostro, nachzusehen, ob ihr Bild im Spiegel des Wassers zu sehen sei, denn ich treibe nicht Magie, weder schwarze noch weisse.

Was steht denn über dem Wasser, das bei Zimmerwärme oder + 18 Grad verdunstet? 18 ist aber das Atomgewicht des Wassers: $H^2O = 18$. Wassergas entsteht bei + 100 Grad, und Wasserdämpfe bei Wolkenbildung; hier aber ist etwas anders. Ist es Atomwasser oder ist es der Äther,

der sich zwischen den Molekülen befinden soll und der jetzt frei wird? Das weiss ich nicht, aber ein Leiter für die feinsten Ströme der Körper-Seele von hoher Frequenz ist dieses Fluidum, das sich bei Zimmerwärme über einer Wasserfläche hält.

Indem ich daran denke, frage ich mich, ob die wunderbare Stimmung, die man im Sommer am Meeresufer erfährt, auch von diesen Dünsten, populär gesprochen, herzuleiten ist.

Zu meinen Vorstellungen von etwas recht Herrlichem gehört immer eine Wanderung am Meeresufer mit der, die man liebt. Man braucht nicht zu sprechen; nur zusammen zu gehen, während man fühlt, dass man gleich gestimmt ist; und man empfindet die Schwingung jeder Wellenlänge bei der andern.

Gehe ich allein am Meeresufer, fühle ich mich in Rapport mit der ganzen Menschheit; aber ich empfange auch Impulse von oben, von andern, höhern Regionen, gerate in Ekstase und werde buchstäblich erhoben.

Jetzt erinnere ich mich aus der Jugend an Kameraden, die den „Geruch“ des Wassers nicht vertrugen; daher nicht baden konnten, denn sie bekamen Druck auf der Brust.

Zu meinen grössten Augenblicken zähle ich: wenn ich, ans Meer hinausgekommen, mich zum erstenmal von einer Klippe kopfüber ins Meer werfen, ins frische Wasser hinausschwimmen, mich auf den Rücken legen kann, um nur das blaue Gewölbe über mir zu sehen. Dann habe ich mich durchs Bad von Kummer und Sünde gereinigt; dann liege ich frei da, ohne ein beengendes Kleidungsstück, zwischen den beiden Elementen Luft und Erde schwebend. Und die Erde sehe ich nicht, die habe ich hinter mir gelassen.

Das erste Bad ist für mich wie eine symbolische

heilige Handlung, eine Taufe im Jordan; und ich beginne nun zu verstehen, wie eine äussere Handlung wie Schöpfen von Wasser innere Gaben geben und inneres Licht entzünden kann.

Komme ich dagegen an einen seichten Strand und muss hineinkriechen, dann leide ich Qualen und meine Brust ist bedrückt. Wenn ich tiefer hineingehe, steigt etwas Unreines von den Füssen, unter der Brust herauf, und bedroht den Kopf, der erst frei wird, wenn er unter das Wasser taucht.

Dieses Bad an seichtem Strand bildet das Motiv in meinen schlimmsten Träumen; das sind Tantalusqualen!

Wieviele Lichtbilder müssen für den Kinematographen aufgenommen werden, um eine einzige Bewegung zustande zu bringen, und doch zittert das Bild noch. In jeder Vibration fehlt ein Zwischenglied. Wenn tausend Momentbilder nötig sind, um eine Armbewegung zustande zu bringen, wie viele Tausende müssen dann nicht nötig sein, um eine Seelenbewegung zu schildern. Die Menschenschilderung des Dichters besteht daher nur aus lauter Verkürzungen, Konturzeichnungen, die alle unvollkommen und halbfalsch sind.

Eine richtige Charakterschilderung ist darum schwer, beinahe unmöglich; und versuchte man sie ganz wahr zu machen, würde niemand an sie glauben. Man kann nur andeuten.

Ophelia zum Beispiel scheint mir ein unbewusster Versuch zu sein, im Auszug einen Charakter mit allen diesen Nuancen zu geben, die das Volk Inkonsequenzen nennt, und wegen der die Schauspielerinnen aller Länder die Rolle fürchten.

Ophelia ist die Liebliche, daran ist nichts zu ändern, aber sie ist es nicht den ganzen Tag.

In der ersten Szene mit dem Bruder Laertes verteidigt sie, nicht untergeben, ein freies Benehmen (Hamlet gegenüber) aber sie ist ebenso lieblich, obwohl sie das Wort Wollüstling benutzt.

In ihrer zweiten Szene mit Polonius empfängt sie ergeben die Warnungen des Vaters. Das ist nicht inkonsequent; das ist eine neue Seite; sie ist erschreckt worden, und gegen den Vater muss sie ja ein anderes Benehmen beobachten als gegen den Bruder.

Hamlets etwas zynische Liebeserklärung nimmt sie mit dem gleichen unschuldigen Nichtverstehen

hin, mit dem Julia von den rohen Worten der Amme unberührt ist:

. . . weh mir, wehe
dass ich sah, was ich sah, und sehe, was ich sehe.

Hamlet
Denkt Ihr, ich hätte erbauliche Dinge im Sinn?

Ophelia
Ich denke nichts, mein Prinz!

Das ist recht geantwortet! Sie denkt nicht über ein Gefühl nach, das nicht zu analysieren ist, und sie weist Hamlets zynische Art, seine Liebe fortzuskeptizieren, ab.

Ophelia
Ihr seid schlimm; ich will das Stück anhören.

Damit beugt sie weiteren Anfällen vor. Als der Prolog gesprochen ist, sagt sie nur:

Ophelia
Das ist kurz!

Hamlet
Wie Frauenliebe!

Darauf kann Ophelia nicht antworten, denn sie weiss, dass sie an ihrer Liebe sterben wird.

Als aber Hamlet das Schauspiel interfoliiert, wird Ophelia ironisch:

Ihr übernehmt das Amt des Chorus, mein Prinz.

Die Liebliche wird spitz! Warum nicht, für einen Augenblick!

Hamlet
Ihr würdet zu stöhnen haben,
ehe Ihr meine Spitze abstumpftet.

Ophelia
Immer noch besser und schlimmer!

Hier scheint Ophelia zynisch zu sein, da sie auf diese Roheit Hamlets überhaupt antwortet. Ich glaube jedoch, sie antwortet etwas Sinnloses, nur um den Faden abzuschneiden; denn ich finde

keinen Sinn in ihrer Antwort und will mir keinen konstruieren.

Dann kommt Ophelias sogenannter Wahnsinn; da singt sie Lieder von Art und mit Worten, die der Lieblichen so fremd sind! Was bedeutet das? Sie lagen wohl auf dem Grunde, wohl tief verborgen, unterdrückt; und als das kleine Herz brach, stürzten sie hervor mit dem Blut. Warum nicht? Das ist ein neues Gesicht.

Hamlet hat mit seiner Roheit ihre Liebe getötet, und sein böser Geist, den er ihr eingeflösst hat, spricht nun durch ihren lieblichen Mund.

Das ist eine furchtbare Anklage gegen den Mann Hamlet, aber sie ist kaum zurückzunehmen.

Hören wir nun, wie schön die unschuldige Bruderliebe spricht, und wie schön Laertes seine schöne Schwester gesehen hat:

> O Maienrose! Süsses Kind! Ophelia!
> Geliebte Schwester! . . .
> Natur ist fein im Lieben; wo sie fein ist,
> da sendet sie ein kostbar Pfand von sich
> dem, was sie liebet, nach.

Diese letzten Zeilen möchte ich so deuten: als Ophelia ihr Bestes hinausfliegen lässt, um den Geliebten zu suchen, hat ihr Geist den Körper verlassen und findet nicht wieder heim. Darum ist es nur das schwache, ziemlich unreine Gefäss, das Laute gibt ohne Gedanken.

Wer einmal in Ekstase gewesen ist, weiss, was das für ein Gefühl ist: als wolle das Herz aus dem Leib fliegen, als wolle man den Geist aufgeben; es erinnert an einen schönen Tod.

Nun kommt Hamlets Art, Ophelia zu charakterisieren, die er durch seine Skepsis ermordet hat. In den ersten Akten ist er ja nur höhnisch gegen sie. Er dichtet ihr allerdings nicht seine hässlichen Gedanken an, aber er holt aus ihrer feinen Materie



das Niedrige, das darin liegt; und seine Art, sie zu sehen, ist nicht die des Wahnsinns, denn er spielt ja nur den Wahnsinnigen, sondern sein Gesicht ist verkehrt; er hat vielleicht selber Seelenmord begangen, indem er Wahnsinn heuchelte.

Dann aber stirbt sie, und am Grabe gibt Hamlet seine Liebeserklärung:

> Ich liebt' Ophelien, vierzigtausend Brüder
> mit ihrem ganzen Mass von Liebe hätten
> nicht meine Summ' erreicht.

Soll man glauben, dass Hamlet sie geliebt hat, während er sie wie eine Dirne behandelt und ihr die schändlichsten Dinge gesagt und von ihr erzählt hat? Darauf antworte ich unbedingt: Ja, er liebte sie trotz allem!

Es gibt keine Inkonsequenz, es gibt nur verschiedene Arten zu sehen; Niveauveränderungen für den Gesichtspunkt, welche der Feldmesser sucht, um ein richtiges ganzes Bild vom Gelände aufzunehmen.

Einfache Gemüter sprechen immer von Widersprüchen und Inkonsequenzen, aber alles Lebendige ist aus Elementen zusammengesetzt, die nicht gleichartig sind, sondern entgegengesetzt sein müssen, um zusammen halten zu können, wie die Kräfte, welche die Gegensätze anziehen.

So ist Hamlet selbst nur aus scheinbaren Widersprüchen zusammengesetzt: böse und gut, hassend und liebend, zynisch und schwärmerisch, stark und schwach; mit einem Wort: ein Mensch, in jedem Augenblick anders, wie der Mensch ja ist.

Ebenso verhält es sich mit Polonius, dessen Schicksal wahrhaftig zu hart ist: ermordet zu werden, ohne dass sein Mord gesühnt wird. Er ist ja ein guter Vater, untadelig gegen seine Kinder, treu gegen seinen König; besorgt um seine Tochter, die er natürlich gern mit Hamlet ver-

mählt sehen würde, so lange dieser klug ist. Dass der Vater vor einem tollen Menschen bange wird, ist ja klar; und das Schlimmste, das er sich erlaubt, ist, dass er hinter einer Tapete für seinen Herrn lauscht, um gefährliche Geheimnisse aufzuschnappen; steht doch Hamlet aus guten Gründen in Verdacht, das Volk aufzuwiegeln. Warum aber wird Polonius immer von einem Komiker gespielt? Das ist seine kleine Narrheit als Hofmann. Aber diese Eigenschaft kann sich leicht in eine gesellige Tugend verwandeln, die Leutseligkeit heisst und in diesen Kreisen sehr geschätzt ist. Und diese kleine Berufskrankheit sitzt ebenso lose auf dem Hofmann wie das Gold auf dem Rock. Dass Polonius in gleichgültigen Dingen nachgiebig ist, zum Beispiel, wie die Wolken aussehen, ist kein Charakterzug, ist nur eine Art zu sein. Man vergleiche damit den schönen Abschied, den er im ersten Akt von seinem Sohn Laertes nimmt. Der verdient auch deshalb Aufmerksamkeit, weil er aus Hovamol genommen zu sein scheint, aber mit alttestamentlichen Segensformen durchsetzt ist.

Der Wind sitzt in dem Nacken eures Segels,
und man verlangt euch. Hier mein Segen mit dir —
(indem er dem Laertes die Hand aufs Haupt legt)
und diese Regeln präg in dein Gedächtnis.
Gib dem Gedanken, den du hegst, nicht Zunge,
noch einem ungebührlichen die Tat.
Leutselig sei, doch keineswegs gemein.
Den Freund, der dein und dessen Wahl erprobt,
mit ehrnen Haken klammr' ihn an dein Herz.
Doch härte deine Hand nicht durch Begrüssung
von jedem neugeheckten Bruder . . .
Dein Ohr leih jedem, wen'gen deine Stimme;
nimm Rat von allen, aber spar dein Urteil . . .
Dies über alles: aber sei dir selber treu.
Und daraus folgt, so wie die Nacht dem Tage,
du kannst nicht falsch sein gegen irgend wen.
Lebwohl! mein Segen fördre dies an dir!

Wenn ich diese männlich schöne Rede lese, so frag ich mich, ob Polonius nicht mit Hamlet spielt, da er ihm in allem nachgibt; ob der Alte sich nicht närrisch stellt, denn er ist sehr schlau und weltklug, als er Rinaldo eine Menge recht unschuldiger Vorschriften gibt, damit er auf Laertes in Paris ein Auge hat. Polonius ist „leutselig, doch keineswegs gemein". Scheint selber „seinem Gedanken keine Zunge zu geben". Und ein Mann, der zu seinem Sohn zu sagen wagt, „sei dir selber treu", der ist kein Narr, wenn er auch närrisch sein oder sich närrisch stellen kann!

Und ist denn der König selber so kohlschwarz? Das kann er nicht sein, da er die Liebe eines Weibes gewonnen hat. Ein Mörder ist er, aber nach den Begriffen der alten Zeiten, das heisst, wie fast alle Leute! Selbst Hamlet mordet (Polonius) unbeanstandet, und ist roh genug, die Leiche selbst hinauszuschleppen.

Mit einem Wort und alles in allem: Shakespeare schildert Menschen, von allen Seiten; ebenso inkonsequent, sich widersprechend, zerrissen, sich zerreissend, unbegreiflich eigentlich, wie die Menschenkinder sind. Aber das tut er nicht immer, und nicht vollständig, denn das kann man nicht!

Der geschiedene Mann ging eines Abends, um seine kleine sechsjährige Tochter von der Mutter abzuholen. Sie wollten spazieren gehen, sich Schaufenster ansehen, Spielsachen kaufen, nur eine Stunde lang. Sie wollten sich vor der Tür der Mutter treffen.

Die Kleine kam, wehmütig fröhlich, ein wenig schelmisch im Blick.

Diese Strasse, diese Strasse, dieses Haus, diese Treppe, die er noch vor kurzem hinaufeilte, die Hände voller Geschenke, um eine Stunde lang das schönste Heim und das Beste zu sehen, was das Leben zeigt: die junge mädchenhafte Mutter, die ihr Kind zu Bett bringt! Die beiden zusammen! Die eine noch schöner als die andere! Und in Liebe verschönt, oder in einer Freundschaft, die in schmerzlicher Einsamkeit entstanden ist.

Er nahm das Händchen, und sie gingen die jetzt schwarze Strasse hinunter; da dreht sich das Kind um und sagt halblaut: Mama geht hinter uns!

Warum drehte er sich nicht um, sondern ging noch schneller weiter, das Kind mit sich ziehend?

Frage siebenjährige Qualen, die ihm das Selbstgefühl geraubt hatten, dass er nicht mehr das arme einsame Herz zu besitzen glaubte, das hinter ihm zerknirscht ging und sich nach Versöhnung sehnte.

Das Kind drehte sich noch einmal um, mehrere Male, als sei es in aller Freundlichkeit im Komplott; und der Mann fühlte an der kleinen Hand, wie das Herz vor Erwartung und Hoffnung schlug!

Aber er ging geradeaus, denn er glaubte nicht mehr an eine Wiederkehr, und er wagte es nicht, einem höhnischen Lächeln oder einem hochmütig scharfen Wort zu begegnen.

Er bog in Seitenstrassen ein, aber er fühlte, dass sie folgte . . .

Wer litt am meisten diese fünf Minuten in der Hölle, wo sich die Gefühle kreuzten? Das Kind mit seinen schönen Hoffnungen, die getäuscht wurden; die Mutter mit ihrem gekränkten Selbstgefühl, da sie auf der Strasse suchte, was sie fortgeworfen hatte; der Mann mit der Ungewissheit und dem Zweifel in der einen Herzkammer und in der andern den grenzenlosen Schmerz, das kleine Kinderherz, das keine Schuld hatte, verletzen zu müssen?

Während es aber vor sich ging, empfand er beinahe nichts, denn er war betäubt von dem Schlag. Erst am nächsten Tage fühlte er das Messer im Herzen, und je mehr Zeit verging, desto weher tat es!

DER JUWELENSCHREIN ODER SEINE BESSERE HÄLFTE

Wenn der Mann während der ersten Tage der Liebe das Beste und Schönste seiner Seele bei dem geliebten Weib niedergelegt, hat er bei ihr einen Schatz verborgen. Sinkt er dann unter den schweren Lasten des Alltags nieder und verliert seinen Schmuck, so pflegt er ihn bei ihr wiederzufinden; sie hat ihn bei sich bewahrt und gehütet (jedoch nicht immer)!

In solchen Augenblicken nennt er sie seine bessere Hälfte, und das ist sie. Sie kann ihm in der rechten Stunde einen schönen Gedanken, ein schönes Wort geben, das er einmal ihr gegeben hat; dann schämt er sich, betrauert sich selber wie einen Gefallenen. Und wenn er sein Früheres in ihr sieht, fühlt er, wie tief er gesunken ist, während sie noch auf der reinen Meeresklippe steht. Dann sieht er zu ihr auf, ruft um Hilfe, und wenn sie ihm die Hand reicht, erhebt er sich, und er dankt ihr, die ihn gerettet.

Paulus erklärt dieses so oft missverstandene und wirklich schwer zu verstehende Verhältnis zwischen Gatten: „Doch ist im Herrn weder Mann ohne Weib noch Weib ohne Mann; denn wie das Weib vom Mann ist, so ist auch der Mann durch das Weib, aber alles ist von Gott.“

Darum erscheint in einer rechten Ehe weder der Mann für sich noch das Weib für sich, sondern beide nehmen sich wie ein Wesen wahr und werden von andern als ein Wesen wahrgenommen. Wenn der eine etwas Schönes von dem andern bekommt, so soll er danken; und der andere soll danken, weil er geben durfte. Sie danken einander, denn sie sind dasselbe Wesen; und der

Austausch von Gaben und Gegengaben ist beständig, unablässig, so dass sie geben und nehmen nicht unterscheiden können.

Darum ist eine rechte Ehe unauflöslich; sie kann nicht geteilt werden, denn was sie besitzt, ist nicht veräusserlich, ist gemeinsam; das Eigentum kann nicht verkauft werden, denn es ist ein geistiges, das man nicht kauft oder verkauft.

Aber der Mann verliert draussen in den Roheiten des Lebens seinen Schmuck eher als das Weib, das am warmen Herd des wohlverschlossenen Heims geschützt ist. Dort kann sie den Schrein hüten, und tut sie es treu, so wird er immer zu ihr aufsehen, wie zu seinem bessern Ich.

Sieben Jahre der Ehe waren vergangen; sie hatten die Lampe nicht gepflegt, sondern sie rauchte so, dass in dem schönen Heim alles schwarz wurde. Nun sitzt jeder auf seinem Ende der Wohnung, weil sie einander nicht in die Augen sehen können. Sie betrauern einander als Tote und sie vermissen sich selbst wie verlorene Kinder.

Da öffnet er eine Schublade und nimmt ein Kästchen heraus. Ein Duft von frischen Rosen strömt ins Zimmer, obgleich er von trockenen Rosenblättern kommt, die zwischen Papierblättern gepresst sind.

Das sind ihre Briefe, die seiner Braut, die sie vor sieben Jahren schrieb. Wie schön alles ist: das Papier noch in ungebleichter feiner Lavendelfarbe, mit goldenem Rand, ganz wie die Hochzeitsgläser; die Kuverts so zierlich gefaltet wie der bestickte Kissenbezug der Wiege; die Buchstaben selbst in schönen Linien weicher Worte von schönen Lippen, die in feinen Kurven lächeln . . .

Schönheit und Liebe in Gedanken und Gefühlen — da hat er sie wiedergefunden? Sie lag in dem Kästchen, von Blättern der Rose und des Veilchens einbalsamiert!

Aber jetzt ist sie tot! Da weint er!

Und auf dem andern Ende der Wohnung sitzt sie über ihren kleinen Mumiensarg und spricht mit ihrem lieben Toten. Und da weint sie!

Für immer verloren!

Für immer!

AUF DER DACHKAMMER

Nur drei Jahre waren vergangen, seit er sich verheiratete, und nun hatte der Sturm alles genommen, Weib und Kind. Er wollte in die Bodenkammer hinaufgehen und etwas holen, das fortgestellt war. So kam er auf diesen Boden hinauf, wo es immer raschelt und knackt, wo eine Katze schleicht, wo sich die Eingeweide des Hauses in Dachstuhl und Schornstein zeigen, wo es russig und staubig ist, wo Spinngewebe hängen.

Er öffnet das Vorhängeschloss! Da lag das ganze Strandgut nach dem Schiffbruch. Es war zu spät, umzukehren, und er blieb.

Die Giebel von ihrem Brautbett mit grüner Seide und vergoldetem Messing. Die Wiege der Kleinen und die sechs Milchflaschen, welche die Mutter selber besorgte, mit ihren kleinen Händen in dem eiskalten Wasser; alle Blumenvasen und Gläser, die seit dem Hochzeitsabend, als der Tisch im Saal gedeckt war, ins Haus kamen.

Dort stand der Rosenkorb, den sie zur Verlobung erhielt, der dann Nähkorb wurde.

Trockene Blumensträusse, Lorbeerkränze, Bücher sogar, Geschenke von ihm zu Weihnachten und zu Geburtstagen, mit schönen Widmungen . . .

Aber da waren auch vorgeschichtliche Sachen: kleine Mädchenmöbel aus ihrer Kinderzeit, die sie in das neue Heim mitgebracht hatte. Ein japanischer Schirm mit Chrysanthemum und Goldfasanen, ein kleiner Teppich, ein Blumengestell.

Aber warum alle diese Reliquien hier oben in Russ und Staub, und nicht unten bei ihm, der die Erinnerung verehrte?

Wagte er sie nicht jeden Tag zu sehen oder wollte er nicht? . . .

Da fielen seine Augen auf einen kleinen Hängeschrank, der in einem Papierkorb lag. Eine schwache Erinnerung an einen Augenblick, der dem Weihnachtsabend glich, tauchte auf, Kinderaugen, kleine weisse Milchzähne, Grübchen in den Backen, die erste Spieldose, als die Kleine dem Weihnachtsbaum, dem Schaukelpferd, den Puppen Rosa und Brita vorspielte . . .

Er öffnete den Hängeschrank; da war keine Spieldose, aber da lag ein Phonograph, sehr klein und einfach, eine Spielsache, die nur ein Wort sagen konnte, ein einziges! Er erinnerte sich nicht, welches.

Der Schlüssel lag daneben; er zog das Uhrwerk auf; und dann öffnete er den Riegel.

Es summte zuerst wie eine Biene; aber es stach hinterher nicht, sondern es flüsterte, das einzige Wort, das es konnte: Geliebter!

Und mit ihrer Stimme! Ja, es war ja von ihr hineingesprochen, wenn er es auch vergessen hatte.

— Geliebter!

Da schrie er zu Gott, da donnerte er gegen den Himmel, und dann fiel er zu Boden! Und wie er dalag, konnte er nur jammern:

— Wenn sie wenigstens tot wären! Wenn . . .

Sie waren nämlich nicht tot. Sie lebten!

Das war das Unabänderliche, Unversöhnliche; und all diese Sachen waren keine Reliquien, es war Strandgut!

Auch wenn der Mann ein Meisterwerk der Schöpfung in seinem Weib gefunden hat, so bemüht er sich doch, kleine Fehler in Zeichnung und Farbe fort zu retuschieren, um sein Kunstwerk so fehlerfrei wie nur möglich zu machen. Das versteht sein Weiblein nicht immer, und es wird oft reizbar:

— Du siehst nur Fehler bei mir.

— Im Gegenteil, du bist für mich die Schönste, aber ich will dich vollkommen haben. Du sollst zum Beispiel niemals zornig sein, dann werden deine schönen Augen hässlich, und darunter leide ich. Du musst dich nicht in Grünspan kleiden, denn das ist nicht deine Farbe; und du siehst giftig aus, dass ich meine Blicke von dir wende. Und so weiter.

Essen ist nicht schön, und zusehen, wie die Geliebte Speise in den schönen Mund schiebt, der schöne Worte aussprechen, liebliches Lächeln lächeln, die weichen Lippen zu einer Art Blumenknospe bilden soll, die man im Kuss einatmet, das kann geradezu hässlich sein! Darum pflegt man die unschöne Verrichtung unter leichtem Gespräch zu verbergen; dann vergisst man, was der schöne Mund jetzt vorhat.

— Immer musst du mich tadeln! Sag doch auch einmal etwas Schönes!

— Kannst du nicht in meinen Augen lesen, dass ich dich bewundere; mit den Lippen brauche ich es nicht erst zu sagen. Aber ich will, du sollst vollkommen sein. Das ist die ganze Sache!

AUF DER SCHWELLE (MIT FÜNF JAHREN)

Ein Doktor Ogle teilt in seiner Statistik mit, dass in sechsundzwanzig Jahren vier Fälle von Selbstmord unter Kindern zwischen fünf und zehn Jahren vorgekommen sind. Als ich das las, zwischen fünf und zehn Jahren, dachte ich: Nein! Mit fünf Jahren! Ist das möglich? Und die Ursache? Ich konnte nicht weiter denken, aber ich sah eine Szene, zwei Szenen, drei . . .

Fünf Jahre alt war das kleine Mädchen; es spielte im Zimmer bei der Mutter, Kinder müssen etwas zu tun haben, aber die Mutter war nervös, weil sie über die Massen gefeiert und geflirtet hatte.

— Schaukele das Pferd nicht, Mama kriegt Kopfschmerzen davon!

Die Kleine nahm die Katze und kniff sie, dass die schrie.

— Tu das nicht, Kind, Mama ist krank.

Das Kind war artig und wollte nicht zuwiderhandeln. Was sollte es tun. Es setzte sich an den Tisch und schwieg, um die Mama nicht böse zu machen.

Aber ein Kinderkörperchen kann nicht still sein, darf es auch nicht, es bewegt sich von selbst; wahrscheinlich muss es in sich ein Lied gesungen haben, denn die kleinen ungehorsamen Füsse schlugen den Takt gegen die Stuhlbeine.

Die Mutter fährt auf.

— Geh hinaus zu Ellen in die Küche, ungehorsames Kind!

Das Kind war nicht ungehorsam; doppelt gekränkt in seinem kleinen Herzchen ging es in die Küche, artig und gehorsam.

Gleich darauf aber zeigte es sich wieder auf der Schwelle: Ellen wusch auf!

Da stand das Kind, auf der Schwelle, von zwei Seiten ausgewiesen, zurückgestossen, durfte nirgendswo sein. Das Mädchen sah aus wie ein verzweifelndes Kind, ohne Tränen, aber mit dem ganzen Entsetzen des Einsamen in ihrem Gesicht. Stumm, versteinert, als gebe es in der ganzen Welt keinen Platz für sie, als wolle niemand sie haben, ohne dass sie wusste, warum nicht. Sie stand in diesem Augenblick wahrhaftig auf der Schwelle des Lebens, denn plötzlich leuchtete sie auf und näherte sich dem offnen Fenster, das hoch über der Erde war.

Zur Ehre der Mutter muss ich gestehen, dass sie mir mit der grössten Reue diese Szene geschildert hat; und dass sie aufsprang, das Kind in die Arme nahm und mit ihm spielte, bis die Sonne unterging!

— Wenn dem Kind etwas geschehen wäre, ja, dann hätte ich immer in der Hölle der Vorwürfe gelebt! Und jetzt denke ich: für jeden Augenblick, den ich meinem Kind nicht geschenkt; für jede kleine Freude, die ich ihm nicht bereitet, würde ich, wenn es dahin ginge, meine Seele aus dem Körper weinen; ich würde in den Weltraum hinausgehen und das Kind unter den Sternen suchen, um es um Verzeihung zu bitten; wenn mir verziehen werden könnte . . .

Jedenfalls: mit fünf Jahren auf der Schwelle des Lebens!

GEHEIME GESETZE

Neulich erzählte ein Bekannter diese kleine Geschichte, die in ihrer Einfachheit so furchtbar war, dass ich längere Zeit über den Fall nachgrübelte.

Ein Mann kam wegen eines Vergehens ins Gefängnis. Als er dort sass, erhielt er diese Nachricht über seine Häuslichkeit.

Ob der Direktor selber oder der Geistliche den Mut hatte, die Neuigkeit auszusprechen, daran erinnere ich mich nicht; jedenfalls wurden die Worte von einer menschlichen Zunge ausgesprochen und erreichten das Ohr des Unglücklichen, um in sein Herz einzudringen und ihre Wirkung zu tun.

Die Frau des Gefangenen hatte sich einen Liebhaber genommen; und eines Tages, als sie allein sein wollten, hatten sie das Kind entfernt, das Kind des Mannes. Das Kind war zum Fenster hinausgegangen und lebte nicht mehr!

Das war alles!

Als ich diese Geschichte hörte, dachte ich an Klein Eyolf, der zum Krüppel wurde, weil die Gatten allein sein wollten.

Und ich erinnerte mich in diesem Zusammenhang an einen Fall, der sich 1893 im Ausland zutrug. Da „fiel“ ein Kind unter ähnlichen Umständen zum Fenster hinaus. Ob es hinaus „ging“, weiss ich nicht, aber bei solchen Fällen pflegt die Rhetorik einen Schleier über die Trauer zu ziehen.

Das liess mich an eine weit zurückliegende Szene denken, die ich damals nicht verstand. Dem Kind war die Küche zum Aufenthaltsort angewiesen. Die Köchin liebte Kinder nicht ... Ich kam hinaus, um die Kleine zu suchen, aber sie war nicht in der Küche. Sie stand im Treppenhaus,

an einem offenen Fenster, vier Treppen noch, lehnte sich über das Geländer — ich glaube, ein Dämon hatte das Fenster geöffnet.

Ich bat Gott, uns diese Sünde, die wir aus Unverstand begangen, zu verzeihen! Und wir haben es nie wieder getan!

Was ist das? Gibt es geheime ewige Strafgesetze? Oder sind Verstand und Gefühl beim Kinde so entwickelt, dass es aus Entsetzen vor dem Geheimnisvollen, das die Eltern glauben verbergen zu können, von einem Schrecken vor dem Leben selber ergriffen wird, wenn mit der Schöpferkraft zu ungehöriger Zeit gespielt wird!

Das wissen wir nicht, verstehen wir nicht, haben es nicht verstanden, aber so ist es!

Werde nicht böse auf mich, du Mutter, du Vater, weil ich dieses Unpassende erzählt habe! Vielleicht dankst du es mir einmal, wenn du dem grausamsten Leiden entgangen bist, das du dir aus lauter Unverstand und Unwissenheit hättest zuziehen können!

SCHÖNHEIT UND SYMBOLIK DES MENSCHLICHEN KÖRPERS

Wie alles andere in der Natur ist das Skelett des Menschen durchaus zweckmässig und vollkommen schön; schön in Mass, Verhältnissen und Form.

Das Becken ist ein Korb aus sächsischem Porzellan, der trägt, die Eingeweide bei beiden Geschlechtern und das Kind bei der Mutter.

Der Brustkorb trägt nicht, aber schützt, und zwar das Edelste, das ist das Herz und die Lungen. Er heisst Korb, ist aber ein Bauer, ein Fenstergitter, ein Schutzschirm, ein Staket. Plato nennt ihn Reuse.

Der Schädel ist nicht offen wie die beiden vorigen; der ist abgeschlossen; birgt, vielleicht verbirgt Geheimnisse. Er ist gewölbt, gleicht sowohl der Erde wie dem Himmelsgewölbe, von hinten der Erde, von oben dem Himmel. Er ist allerdings mehr dekorativ als eigentlich schön; und ein gebildeter Mann, vertraut mit dem Todesgedanken, sieht gern einen Schädel auf seinem Schreibtisch, wenn er auch keine Trinkschale daraus macht.

Von oben ist der Schädel ein Ovoid, eine Eilinie, die eine Entwicklung des Kreises ist. Legt man einen Vertikalschnitt durch den Schädel in der Höhe des ersten Eckzahns, erhält man ein sehr schönes Ornament vom Diagramm der Nasenlöcher und den andern Höhlungen. Auch von unten kann man den Schädel mit Lust sehen, denn da ist eine so reiche Ornamentik, dass man ihr Motive entnehmen kann.

Die Glieder sind, wie sie sein sollen: Oberarm und Oberschenkel einfach und länger als die untern doppelten Teile; aber wie unvollkommen

diese Hebevorrichtungen auch sein können, es gibt doch keine gerade Linie in ihnen. Alles schwillt an und nimmt ab, fliesst und macht Übergänge.



Die Kniescheibe ist bekanntlich ein Meisterwerk von mechanischer Kunst und schöner Kunst.

Die Muskeln, die man nicht anders sieht als im Anatomiesaal, bilden für sich einen bestehenden Beweis, dass sie sich nicht selber geschaffen haben oder entstanden sind, sondern dass sie gemacht sind von einem Mechaniker, einem Instrumentenmacher, einem Bandagisten und einem gewaltigen Künstler. Der Bildhauer muss auch zur Muskel-

figur greifen, wenn es darauf ankommt, wahr und schön zu sein. Legt sich aber die feine Haut darauf und sind alle Krümmungen mit Fett ausgefüllt und ausmodelliert, dann ist die Schönheit da; die kann übermenschlich sein und wirklich daran erinnern, dass der Mensch ein Ebenbild Gottes ist.

Die schönsten Muskeln sind der Deltoid auf der Schulter (Achsel) und der Biceps auf dem



Oberarm, des Mannes Vorrecht; die Hüftmuskeln, des Weibes Ehre, und der schönste von allen, Gemini, die Gastroknemien oder die Wade.

Der Deltamuskel oder die weibliche Schulter, die man in Oberlicht auf Bällen erblickt, ist oder kann eine kleine Parabel sein, also der Schnitt eines Lichtkegels, der parallel mit der Seite geht. Aber ich habe keine Skulptur gesehen, auf der diese Einzelheit besonders betont wäre, weder in der Aphrodite von Melos noch in der Venus von Medici, die beide hängende Schultern haben

wie Thorwaldsens Schwanenhälse. Diese Elfenbeinbälle, die jedoch keine Kugeln sind, zeigen sich erst in ihrer Schönheit, wenn sie vom Schlüsselbein gehoben werden; oder wenn das Weib sich schultert, mit Kopf und Hals in ihren eigenen Busen untertaucht.

Die Aphrodite von Melos besitzt zwei Linien, die das ganze Kunstwerk machen. Die linke Hüfte wird nach oben fortgesetzt vom Sciaticus, und zusammen mit dem bildet sie eine Kurve höchster Ordnung, die auf englisch cubical parabola heisst und mehrere Eigenschaften besitzt, die man in der analytischen Geometrie lernen kann.

Die rechte Hälfte ist gestreckt und setzt sich nach oben in einer Linie fort, die Sinuskurve heisst oder harmonische Kurve, die in der Musik und in der Meereswelle vorkommt. Das ist die Saite, die vibriert; das ist die Wasserfläche, die im Winde schaukelt, wenn Aphrodite aus der Woge steigt und aus deren weissen Schaum geboren wird.

Dann kommen die Zwillinge, Gemini, die Wadenmuskeln, die unter der Haut des Weibes eine einzige Linie bilden, die schönste von allen. Die Wade ist eine Parabel genannt worden, ist aber eine Wurflinie, die des abgeschossenen Pfeils. Sie gleicht einem Kegelschnitt, ist aber nicht zu



berechnen, doch ist der erste Teil gedrückter, der letzte steiler als bei der Parabel.

Man denke sich eine Bewegung, einen Wurf von der Ferse nach oben, und die Sprunglinie ist gebildet; denn mit der springt der Mann, und mit der trägt das Weib ihren sächsischen Korb, die kleine Frucht vom Baum des Lebens.

Man könnte die Schönheitslinie der Wade aus einer logarithmischen Spirale konstruieren, bei der alle Radien in geometrischer Reihe zunehmen; und solche immanente Gründe muss es geben, denn fehlen die, dann wird es etwas sehr Hässliches, das an die Flasche erinnert und vielleicht von der Flasche sich ableitet.

Auf der inneren Seite des Knies sitzt bei sehr jungen Frauen ein kleiner schwellender Muskel von ungewöhnlicher Schönheit. Der hat keinen



Namen, ist sehr klein, unterbricht aber die Linie mit einem hors d'oeuvre. Diese Kurve heisst englisch Infinite branch, gleicht der Hornhaut des Auges und ist von hoher Gradzahl.

Nun muss ich sagen wie Herder, als er sich dem Verhüllten näherte: „Ich wünschte, ich schriebe für Griechen, die fürs Nackte erzogen wurden."

Von des Weibes Busen und Schoss will ich sprechen, aber nur für Künstler. Die Profanen mögen es überspringen.

Die Brust des Weibes hat in ihrer höchsten Schönheit nichts zu tun mit etwas so elementar Niedrigem, wie die Kugel es ist. Sie ist keine Halbkugel, sondern nähert sich dem Hyperboloid, kann bei der Jungfrau ein „Infinite branch" sein wie die Vorderseite des Auges.

Die Brüste der Aphrodite von Melos sitzen zu weit unten und sind zu gross für den kleinen Brustkasten, nicht an sich, und sie wirken wie angesetzt, nicht wie herausgewachsen, denn sie haben keine Übergänge.

Eine eigentümliche Linie, jedoch am meisten beim Mann markiert, ist die untere Grenze des Unterleibes. Beim Schaber zeigt sie sich so:



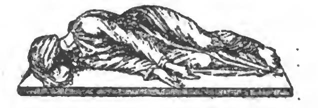
Das kann nichts anderes sein als eine Kettenlinie, Catenaria, die entsteht, wenn eine Kette oder ein Seil frei von seiner eigenen Schwere hängt: Seilschaukel. Und unter der Last der Eingeweide scheint die Haut gerade diese Form angenommen zu haben.

Unter dieser besitzt das Weib wie eine gedrückte Kuppel ein Zwickelgewölbe über der Geburt. Das ist eine grosse Schönheit und wird gebildet von einem sphärischen Dreieck, einem Segment der Mutter Erde, und ist auch das Symbol für die Mutterschaft.

— — — — — — — — — —

Jetzt mache ich es wie Herder (aber nicht wie Goethe), ich schliesse.

Aber nicht eine gerade Linie findet man im menschlichen Körper, alles wogt wie die Meeres-



welle und die Harfensaite; da finden sich Fragmente der Ellipse (aber nicht des Kreises), Parabeln, Hyperbeln, Planetenbahnen und Kometenläufe. Doch die kompliziertesten von allen Kurven sind die des Knies, die eine ganze Konstellation bilden. Die Künstler schrecken davor zurück, die höhere Analyse besitzt keinen Namen dafür, aber auf Photographien nach der Natur ist oft auf dem

Knie ein menschliches Antlitz zu sehen (Athlet in München).

Für unsern heutigen Geschmack braucht die Gestalt des Weibes nicht unbekleidet zu sein, sondern



halbbekleidet spricht uns mehr an. Zu den schönsten, die ich kenne, zähle ich: Aphrodite (und Eros überreden Paris und Helena) im Museo Nazionale von Neapel, Walter Cranes Pandora, das junge Weib in „Gerettet" von Adolf Brütt in Berlin.

Carus hat in der „Symbolik der menschlichen Gestalt" viel über das Antlitz des Menschen ge-

schrieben. Beim Kind nähert es sich dem Kreis; bei erwachsenen Menschen gleicht es dem Ei mit der Spitze nach unten. Aber unter allen Verhältnissen geht ein Meridian in einer senkrechten



Linie von der Stirn zum Kinn, und der Äquator wagerecht durch die Augen; beide schneiden sich in einem Kreuz. Diese Vierteilung will Carus wiederfinden in der ersten Spaltung der Zelle.

Mit drei Punkten kann man eine Physiognomie geben; setzt man eine Senkrechte dazu als Nase, so erhält man verschiedene Typen und Ausdrücke. Das ist ein langweiliger Herr mit zu kleinem

Mund und zu langer Nase. Das ist ein wachsender Knabe mit zu langer Oberlippe. Das kann ein junges schönes Weib sein. Das ist ein Giftmischer, dessen Augen zu nahe aneinander stehen und dessen Mundwinkel in die Höhe gezogen sind. Ein Melancholiker. Ein Grinser. Und so weiter



Eigentümlich ist, dass das menschliche Antlitz überall zu sehen ist, auf Tapeten, im Notendruck, auf Schranktüren aus ungestrichenem Holz, auf Tischtüchern; überall, wo sich Striche und Punkte



finden. Am merkwürdigsten ist, in ungestrichenem Holz das menschliche Antlitz zu finden, besonders in knorrigem Nussbaum und Birkenholz. Aber es ist nie ein junges und schönes, sondern lauter Satyrn, Faune, Trolle. Der Baumstamm besteht ja aus Röhren, die ineinander gesteckt sind; werden diese der Länge nach durchschnitten, so ist gleich ein Muster da. Blumen, besonders Rosen

geben auch Gesichter, aber nicht die, welche man erwarten möchte, sondern meistens Hexen, die mit Hauben ausgeputzt sind usw. Ein Kindergesicht habe ich unter diesen Verhältnissen nie entstehen sehen.

Die Okkultisten nannten diese Figuren Gamahés (Camayeus) und geben eine Art Erklärung, die keine ist.

Nisus formativus, der Trieb zu vervollständigen, zu schaffen, zu bilden, liegt wohl dahinter, vielleicht auch etwas anderes „unter der Schwelle“.

Die Schönheit des menschlichen Antlitzes liegt nicht bestimmt in der Form, sondern im Ausdruck. Ein Lächeln braucht keine Bewegung der Lippen zu sein, sondern kann sich durch ein Leuchten um den Mund offenbaren, das von einem Strahl aus dem unbeweglichen Auge begleitet ist. Das ist die Seele selber, die sich zeigt.

Aber es gibt Gesichter, die in einem Augenblick Form, Typus, Alter ändern können. Das kann man am besten merken, wenn man in der Nacht wacht, zumal beim Becher. Ich habe in einer Nacht nach einem achtstündigen Gespräch gesehen, wie ein Mann seinen Gesichtsausdruck in einer Weise änderte, dass ich vergass, mit wem ich sprach, und fragen musste, wer er sei. Auch seine Stimme war verändert. Diese Erscheinung kann man beim Photographieren merken, wo ein wildfremdes Gesicht vorkommen kann.

Nach sechsunddreissig Jahren traf ich einen Jugendfreund wieder. Er war sich ja gleich geblieben; aber während eines Zusammenseins von zehn Stunden änderte er sein Gesicht dreimal und wurde dreien meiner Bekannten gleich. Ich schrieb die drei Gesichter auf, und die sagten mir viel, besonders, dass er nicht mein Freund sei.

Obgleich ich als Dichter wohl einige tausend Personen geschildert habe, erinnere ich mich nicht, dass ich ein Gesicht anders gezeichnet habe denn als Karikatur. Das Antlitz eines schönen Weibes kann man nicht schildern, noch weniger das eines Kindes. Es beginnt und schliesst mit dem Ausdruck des Auges oder des Mundes oder beider.

Wenn ich mit einem Menschen spreche, sehe ich immer auf den Mund und wechsle mit dem Blick ab. Ich habe einen Mann zwanzig Jahre gekannt, weiss aber nicht, ob er Zähne im Mund hat; und es gibt bekannte Männer, bei denen ich aus der Entfernung nicht angeben kann, ob sie einen Bart tragen oder nicht; besonders gilt das vom Schnurrbart.

Viele legen ein grosses Gewicht auf das Aussehen der Hand, aber ich habe es nie getan. Ob ich nun die Geheimnisse meiner Bekannten respektieren wollte, oder ob es mir widerstand, die Hand zu betrachten. Ich bin mit einer Frau verheiratet gewesen, und ich erinnere mich nicht, ihre Hand gesehen zu haben.

Wahrscheinlich bin ich Impressionist und sehe auf Bewegung, Gebärde, Ausdruck und nicht auf Gegenstände. Dagegen habe ich auf Händedruck geachtet; ohne dass ich über die Sache nachdenke, macht ein Handschlag seinen Eindruck und stimmt dafür oder dagegen. Ich erinnere mich an Waschbleuel und Brotlaibe, Dietriche und nichts; denn von manchen Personen weiss ich nicht, wie ihr Händedruck war.

Vom Fuss spreche ich ungern, und übrigens handelt es sich da um den Schuh oder den Stiefel. Der einzige Fuss, den man nackt sehen kann, ist der des Kindes. Der ist schön, denn er hat noch nicht die Erde berührt und ist noch nicht

krumme Wege gegangen. Zu lange Zehen, die Fingern gleichen, sind unheimlich. Und der Fuss kann zu klein sein, wie eine Missgeburt wirken, auch wenn er schön ist. Die Spur des Fusses im Sande kann leicht komisch werden.



Die Hand soll doch nach menschlicher Schönheitsnorm nicht schmal sein wie eine Fortsetzung des Handgelenks, denn dann wirkt sie wie eine Tatze oder ein Handschuh. Die Hand soll mit einem Torus vom Handgelenk ausschwellen, und es muss etwas dasein, das dem Ellenbogenbein des Vorderarms entspricht.

Dasselbe gilt vom Fuss; der darf keine langen Fersen haben, nicht lang und schmal, nicht platt sein.

Nur der kann einen schönen Fuss haben, der der Mode zu trotzen wagt, und sich abends nicht niederlegt, ohne in kaltem Wasser den Staub von seinen Füssen geschüttelt zu haben.

Wenn man den geöffneten menschlichen Körper betrachtet, so sieht man sofort zwei Systeme streng geschieden. Das ist der Rumpf einerseits, und der Schädel mit Rückenmark andererseits; getrennt, aber in Verbindung: der Rumpf sendet Blutgefässe mit dem, was dazu gehört, nach der Cerebrospinalregion, und diese sendet Nerven nach dem Rumpf.

Der Rumpf selber ist eine Region, aber in zwei geteilt, eine obere mit Herz und Lungen, eine

untere mit den Därmen, den Organen der Ausscheidung und der Geschlechtssphäre. Zwischen Bauch und Brust ist ein Gewölbe befestigt, das Diaphragma oder Zwerchfell, dessen Kappe stark gebaut von Sehnen ist; die bilden den Schlussstein des Gewölbes und sind dreigeteilt wie ein Kleeblatt.

Über dem Gewölbe und auf ihm ruht das Herz wie ein Keim zwischen seinen beiden Herzblättern, den Lungen. Ein Okkultist hat die Lungen eine Luftplacenta genannt, damit angebend, dass der Mensch sein Leben lang ein Embryo ist, der durch die Lungen die Verbindung mit dem Kosmos unterhält und dessen Milieu die Luft oder der Äther ist.

Das Herz ist keine vollständige Cardioide, nähert sich aber der von Castilliani erfundenen Kurve, die mehrere merkwürdige Eigenschaften hat. Die entsteht aus einem Winkel, auf dessen Umkreis man Sehnen absetzt usw. Die ist auch eine Epicykloide, die dadurch entsteht, dass ein Kreis auf einem gleich grossen Kreis rollt. Die Fläche der Cardioide ist sechsmal so gross wie die des Kreises, und ihr Umkreis achtmal so gross wie der Durchmesser des Kreises.

Wenn zwei Punkte A und B sich auf der Peripherie eines Kreises in der gleichen Richtung bewegen, aber so, dass B doppelt so schnell wie A läuft, so entsteht auch eine Cardioide.

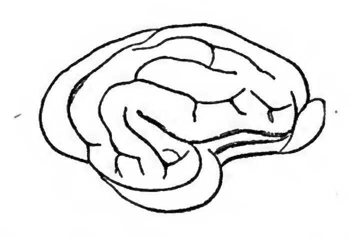
Ein denkender Anatom könnte ja hieraus einige Schlussfolgerungen über die Entstehung des Herzens ziehen und des Menschen Ableitung aus dem Kosmos.

Das Herz ruht auf dem Gewölbe und atmet durch die Lungen wie ein lebendes Wesen, besitzt selbständige Bewegung und selbständiges Leben. Das Materielle vom Herzen ist unemp-

findlich, denn man kann das Herz herausnehmen, es massieren und einkerben, ohne dass ein Schmerz gespürt wird. Kommt aber ein Kummer, eine Schreckensbotschaft, dann tut es „weh in der Seele", und diesen Schmerz verlegt man ins Herz. Es gibt also zwei Herzen, ein unempfindliches, das sichtbar ist, und ein empfindliches, das nicht sichtbar ist. Empfindlich für eigene Leiden ist jedes Herz, aber bei fremden Leiden sind nicht viele so besonders zartherzig.

Von den materiellen Funktionen des Herzens glaubt man alles zu wissen, aber sicher ist es nicht. Denn bis zu Harvey (17. Jahrhundert) glaubte man, die Arterien führten nur Luft, weil man sie bei Leichen leer fand.

Unter dem Zwerchfellgewölbe liegen die niedrigen Regionen, die Retorte und Destillationsapparate des Magensackes. Die Därme sehen aus wie Wolken, und die Dünndärme gleichen darin



dem Gehirn, dem grossen nämlich, denn das Kleinhirn gleicht mehr dem Herzen mit seinen parallel laufenden Fasern.

Die Leber ist etwas formlos, aber tief in der Farbe und wirkt schön gegen das Seegrün, Aquamarin, Celadon der Gallenblase.

Das Pankreas ist eine Traube und die Milz ein Feuerschwamm. Die Nieren sind Bohnen oder Epicykloide und nähern sich der Kardioide.

Die Gebärmutter scheint eine selbständige Monade zu sein; ein Individuum mit Launen und bewusstem Willen zum Leben. Sie wird beherrscht vom Mond wie Ebbe und Flut. Was bei der Periode des Weibes geschieht, kann man für unbekannt halten. Noch 1892 wussten Ärzte in Berlin nicht, ob sich ein Ei löse oder nicht; und ein berühmter Mediziner, Professor der Frauenheilkunde, hatte nie ein menschliches Ei gesehen, glaubte nicht, dass es eins gibt. Diese Zelle, die man Ei nennt, sei zu klein!

Nach neuesten Angaben befindet sich das Weib beständig in Periode. Denn wenn die eine Periode endet, beginnt die Vorbereitung zur nächsten.

Den körperlichen Verlauf kennt man etwas, aber der seelische ist schlecht beobachtet. Doch die Charakterveränderung, die das Weib dann durchmacht, ist dämonisch; und alles seelische Böse scheint sich zu sammeln, um erst mit Schmerz aus dem Körper herauszugehen, ehe neues Leben einziehen will. Das Blut, das abgeht, ist violett wie die Milz, enthält Jod; wurde früher für giftig gehalten und sollte den Mann krank machen, wenn er sich näherte.

Die Gebärmutter ist beinahe frei, schwebend und wandernd in ihren dunkeln Regionen. Sie gleicht dem Athanor der Alchemisten, in dem der Stein der Weisen, Gold, Lebenselixir, Homunkulus destilliert wurde. Sie gehorcht Gesetzen, die wir nicht kennen. Mit ihren Greifarmen soll sie ein Ei fassen und im rechten Augenblick in den Vorhof bringen, damit es den Würdigsten trifft. Aber sicher ist es auch nicht!

Der Uterus hat jedoch einen bewussten Willen; er wählt sowohl Person wie Zeit. Hat er gewählt und fühlt er sich von der rechten Liebe angezogen, so kommt er entgegen; aber nicht immer sogleich; er prüft, ob die Liebe die rechte ist, ob sie Geduld besitzt, Überwindungskraft. Ist die Liebe noch nicht erprobt, so wendet er sich fort, kann im Zorn den Rücken drehen, kann einen allzu Hitzigen zurückschlagen und ihn warten lassen, bis er sich besonnen hat; denn die Liebe ist mild und soll es sein, beim Menschen nämlich. Sie will geben, aber nicht genommen werden; sie wünscht geliebkost, aber nicht gerissen und gebissen zu werden. Getreu und schön, in grossen Linien, wie der Wellenschlag am Strande soll die Liebe kommen, nicht wie das Geplätscher im Froschteich.

Es scheint, dass der Uterus eine Psyche besitzt, denn alle Gemütserregungen des Weibes vernehmen sie; leiden und freuen sich mit ihr und werden nicht eher ruhig, als bis sie ihre Bestimmung erfüllt und in ihre Arme ein kleines Leben zum lieben und pflegen erhalten hat. Dann lebt sie erst, still, harmonisch, und gibt dem Weibe dieses liebliche Wesen, das durch die durchsichtige Haut des bleichen Gesichtes leuchtet; und verleiht der Ungeduldigsten die Resignation eines Engels.

Wird sie aber durch falsche Hoffnungen gefoppt, dann wird sie zornig und straft. Aber vom Zorn wird sie krank, oder macht sich krank aus Bosheit, denn das Böse des Weibes wirft sich auf den Uterus.

Wenn eine verheiratete Frau zu einem Arzt kommt und sich über Unterleibsleiden beklagt, so kann er, ohne Untersuchung, nur verordnen: Sie müssen ein Kind von Ihrem Mann haben!

Mit dem Liebhaber sollen es glücklicherweise keine Kinder werden, das weiss man in Frankreich

und Italien; und darum ist die Rolle des Liebhabers kläglich und lächerlich, auch in dieser Hinsicht. Er ist die personifizierte Impotenz; abgesehen davon, dass er sehr oft Schmarotzer ist und Geld vom Mann leiht, manchmal auch von der Frau.

Das ganze Zeugungsproblem ist auf der materiellen Ebene nicht gelöst worden. Was das Weib dazu beisteuert, weiss man nicht; und was der Mann dazu gibt, weiss man auch nicht. Die grössten Autoritäten haben einander widersprochen, das heisst, sind zu entgegengesetzten Ergebnissen über den Samen des Mannes gekommen. Buffon und Spallanzani fanden den auch in den Flüssigkeiten des Weibes, sogar in ihrem Blut. Spallanzani fand Spermatozoen im Mensenterialblut von Fröschen und Wassereidechsen, und der Frosch war doch ein Weibchen. Auch fand er sie im Blut eines säugenden Kalbes und in einem Widder.

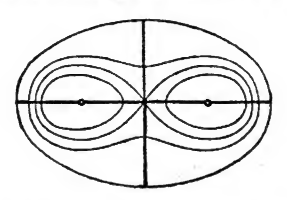
Spallanzani ist ein grosser und guter Name, und wenn andere nach ihm nicht dasselbe gefunden haben, so kann das daher kommen, dass sie schlecht oder überhaupt nicht gesucht haben. Das heisst am bequemsten: die Sache ist nicht bestätigt.

Genug: die Sache ist unklar, ist verborgen, und soll es vielleicht sei[illegible] Aber eins ist sicher, wenn Leben mit Seele ge[illegible]en wird, so ist das Mysterium der Liebe ein psychischer Akt. Ich glaube jetzt, in Hass kann nichts geboren werden, denn Hass ist eine negative Grösse und kann nicht multipliziert werden.

„Aber bei dem bösen Weibe kann Liebe nicht existieren: da ist nur Hass und Brunst. Die Bösen dürfen sich nicht fortpflanzen; das ist die Dirne, ob getraut oder nicht!“

Der Schädel mit dem Rückgrat gleicht einem Wesen für sich. Unten vom Kreuzbein Sacrum, das seinen Namen nicht vergebens trägt, nach oben gleicht die Garnitur einem Drachen. Das ist der Hochmut des Eigenwillens, des geraden Rückens, des aufrührerischen Gedankens Haus und Hof; dort oben unter dem Gewölbe sind die Welttore offen: Auge, Ohren, Nase, Mund. Durch die wird die Verbindung mit Erde und Untererde aufrecht erhalten. Mit dem darmgleichen Brei des Gehirns begreift der Mensch das Sinnliche, alles was gesehen, gehört, gerochen, geschmeckt werden kann. Erst mit dem Herzen kann er den Himmel erkennen und die Wahrheiten des Göttlichen empfinden.

Öffnet man Hirnschale und Rückgrat, so sieht man: Des Kleinhirns Keim mit den ersten Stengelblättern (Lebensbaum), aus den beiden Kotyledonen des Grosshirns gewachsen. Die Wurzel geht



hinunter ins Rückgrat und sendet Saugwurzeln hinunter in den Erdsack, hinunter in den Dung. Aber die Pfahlwurzel geht hinunter bis in die Urquelle des Lebens; und die Säfte des Lebens sind aus demselben Bräu wie Rückenmark und Gehirn; daran ist nichts zu ändern, auch wenn die Neuern es nicht bestätigen.

Die beiden grössten Pforten des Schädels sind ja die Augenhöhlen. Diese bilden eine Lemnis-

cate oder eine Cassinische Kurve. Beide zusammen werden von der Ellipse umschlossen, die eigentlich gleich zwei Cykloiden und zwei Parabeln ist oder zusammen ein Ei. Hinter diesem Oval liegt die Lemniscate, die eine Cassinische Kurve wird und das Zeichen der Unendlichkeit ∞ bildet. Hinter dieser formen sich zwei Ovale um die Brennpunkte, die die Pupillen des Auges sind; durch die wird aus den konkaven Brennspiegeln des Augengehäuses Licht geworfen, das brennt und wärmt.

Diese Kurven finden sich in der Polarisationserscheinung mit den Farbenringen wieder. Und Cassini stellte seine Kurve als Gegenkandidatin gegen Keplers Ellipse für die Planetenbahnen auf. Das müsste man von neuem untersuchen, dann käme vielleicht eine neue fruchtbarere Theorie zustande, die viele unerklärliche Störungen in dem grossen planetarischen Ringtanz erklären könnte.

Raspail, der doch kein Swedenborger war, hat in der Anatomie des Menschen Korrespondenzen gesehen, ohne darum über die Funktionen der Organe Schlussfolgerungen ziehen zu wollen, die doch naheliegen.

Ich will keine angeben und nicht einmal seine eigene Sprache benutzen, um nicht die Gefühle der Freisinnigen zu verletzen; ich will nur auf die Einleitung zu seiner „Histoire Naturelle de la Santé et de la Maladie“ hinweisen; besonders auf die Seiten XCIV—CIII; auf der letzten findet man seine: „Homotypie des viscères des deux moitiés, inférieure et supérieure de l'unité humaine“ wieder.

Die Schönheit des menschlichen Körpers ist nicht von allen Künstlern gesehen worden. Rafael, der den grössten Namen besitzt, hat ein subjektiv

hässliches Frauenideal. Seine Eva zum Beispiel besteht nur aus Fehlern. Sie ist zu elementar, denn ihre Linien bewegen sich in Kreisen (die Brüste), Ellipsen (die Hüften); der Schulter Deltoid ist beinahe ein Kreis. Der Leib ist zu lang, männlich; dem Bauch fehlen die schönen Schilde; der



Rafaels Eva

Venusberg ist zu gross für diese Brüste; der Nabel sitzt zu tief; der Unterarm schwillt zu schnell an und nimmt zu plötzlich ab; die Beine und ihre Stellung sind unweiblich und erinnern an Hogarths Schlangenlinie; der Fuss ist zu fett; der Hals zu kurz.

Das sind alles nur Fehler, und es ist möglich, dass der Göttliche im Original nicht die Schönheit in ihrer grossen keuschen Reinheit gesehen

hat, sondern in andern Eigenschaften, die nicht der Welt des Schönen angehören.

Rafael hat den Menschenkörper nicht in seiner Hand; das hatte dagegen Michelangelo, als Maler nämlich, nicht als Bildhauer (denn sein David ist hässlich und falsch). Die Figuren der Sixtinischen Kapelle sind wahr, und auch die Übertreibungen und Verkürzungen sind richtig. Er muss stereoskopisch gesehen haben, perspektivisch, und besass eine innere Skala, nach der er die Kontur seiner kleinen Modelle „transportierte". Und man geniesst nur die Linien, in seinen Sibyllen und Propheten.

Thorwaldsens Frauen sind auch subjektiv. Die Grazien sind schrecklich, da ihnen die Anmut fehlt. Besonders die Rücken sind abscheulich, da das, was das Schönste sein kann, das Hässlichste geworden ist.

HIPPOLYTOS

Theseus' Sohn Hippolytos hatte sein Jugendleben der keuschen Artemis geweiht, aus einer angeborenen Furcht vor Aphrodite. Aber Artemis selbst hatte, als sie die Kindesnöte ihrer Mutter sah, einen solchen Abscheu vor der Ehe bekommen, dass Vater Zeus ihr die Gnade bewilligte, unvermählt bleiben zu dürfen.

Als die Göttin der Liebe hört, dass Hippolytos sich gegen die Majestät der Liebe empört habe, beschliesst sie sich zu rächen und führt ihre Rache auf eine recht grausame Art aus. Sie erregt in der Stiefmutter Brunst zu Hippolytos; und als dieser das Verbrechen nicht begehen will, rächt sich Phädra wieder, indem sie sich das Leben nimmt und in der Todesstunde einen Brief hinterlässt, in dem die falsche Anklage gegen den Stiefsohn steht.

Das ist Phädras bekannte Tragödie, die Euripides am besten von allen ausgeführt hat.

Theseus, der Vater, kommt heim, findet den Brief und übergibt den Sohn der Rache Poseidons. Der bringt Hippolytos' Rosse so zum Scheuen, dass Hippolytos totgeschleift wird.

Das ist Heidentum und Rache auf Rache, wendet man ein. Sieht man aber, dass dieselben Schicksalsgesetze noch heute herrschen, ist man geneigt zu glauben, dass der Mann kein Recht hat, allein zu bleiben. Und da es zwei Geschlechter gibt, muss der Mann wohl ein Weib suchen, da so viele ledig sind, und auf irgend eine Weise, nach Mitteln und Vermögen, der Mutter Erde opfern.

Man sieht auch, dass Männer, die sich der lieblichen aber schweren Pflicht haben entziehen wollen, entweder für fremde Kinder arbeiten, wie eine Art Ammen dienen müssen oder bei Verwandten den Familienonkel zu spielen haben.

Beethoven wollte sich, wohl aus Furcht vor Störung und vielleicht aus Eifersucht für seine eigene Kunst, nicht verheiraten, obwohl er gute Gelegenheit hatte. Im Alter musste er den Sohn eines Bruders adoptieren. Er liebte das Kind, wurde darum von ihm misshandelt, ausgeplündert und bekam einen hässlichen Prozess mit der Mutter auf den Hals. Der Neffe verbitterte das Dasein des Alten gründlich, teils durch ein wildes Leben mit Selbstmordversuchen, teils durch schwarzen Undank.

Als Beethoven schliesslich todkrank darniederlag, schickte er den Neffen nach der Apotheke, mit Geld natürlich. Der Jüngling ging nicht nach der Apotheke, sondern zum Billard und blieb dort. Während der Zeit starb Beethoven.

Man kommt nicht los, sieht es aus!

Die aus Leichtsinn oder aus Furcht vor den Kosten den ersten aber nicht den besten Ersatz nehmen, statt zu warten und eine Gattin zu wählen, müssen das oft bereuen. Denn wenn sie einsam gelebt haben, abgesondert von Familie und Freunden, müssen sie sich schliesslich trauen lassen, aber nicht mit der Braut, sondern mit der Haushälterin.

Nach allem, was ich gesehen, kann die Ehe nur glücklich, verhältnismässig glücklich, werden, wenn auf der Hochzeit eine jungfräuliche Braut heimgeführt wird.

Furcht vor Kindern ist schlechte Wirtschaft, denn die Kinder bringen gleichsam Unterhalt mit; ja ich habe gesehen, eine zahlreiche Nachkommenschaft kann leichter zu ernähren sein als eine kleine Kinderschar. Immer unter der Voraussetzung, daß die Ehe sauber und rein gehalten wird.

Eine traurige Erfahrung hat gezeigt, dass gute Männer, die sich der Frau mit kindlicher Zuver-

sicht und einem Teil der Ehrfurcht, die man der Mutter zollt, näherten, oft in ihren Gefühlen gefoppt wurden. Jedes Weib ist ja dem Mann gegenüber eine Mutter in nuce. Und darum wird der treuherzige Mann etwas knabenhaft, stellt sich unter sie, sieht zu ihr auf. Das beantworten aber die meisten Frauen mit einer stillen Geringschätzung, und der Mann mit dem unbeschränkten Vertrauen wird leicht für einfältig gehalten.

Manon Lescaut ist ein solcher Prototyp; Iza in der „Affäre Clémenceau" ist ein anderer. Beide von der Unterwelt, scheinen geboren zu sein, gute Männer zu verderben, und sie erfüllen ihre Aufgabe mit einer Kaltblütigkeit, die einer Mission gleicht.

Über böse Männer herrscht ihre Kraft nicht, die aber lieben sie, von denen lassen sie sich schlagen, denen dienen sie; während sie den guten und getreuen Mann peinigen. Selber urböse, verabscheuen und hassen sie jede Äusserung eines selbstlosen, rechtschaffenen Wesens, und ihre Lebenslust ist, wenn sie sehen, wie der schöne Charakter niedergezogen wird und herunterkommt. Wehe dem Mann, der ihr begegnet und nicht die Kraft besitzt, sich von ihr zu trennen. Mit der suggestiven Kraft der Hexe versteht sie es, ihre Körperseele zu exteriorisieren und so in sein Wesen, sein Blut, seine Nerven, seine Gedanken einzudringen, dass er sich schliesslich selber umbringen muss, um sie unter seiner eigenen Haut zu töten!

SCHLAFWANDLER

Es gibt Menschen, die ihr ganzes Leben im Schlaf gehen; weckt man sie, werden sie böse, drehen sich um und schlafen wieder ein. Sie leben wie Pflanzen und schlafen wie Pflanzen. Um einen Versuch zu machen, will ich das Wort lügen gegen dichten austauschen; vielleicht ist die Gleichung auf diese schönere Art leichter zu lösen.

Sie haben sich eine Art Weltanschauung gedichtet, wie sie eine Libelle haben könnte; in Sonne und Luft schwebend, aber in einem Sumpf geboren, fliegen sie stossweise dahin, bleiben niemals sitzen, halten aber zuweilen still, während sich die Flügel bewegen, vielleicht back gebrasst, da der Flug nicht vorwärtskommt; dann rücken sie wieder vor, halten wieder still. Sie suchen beständig etwas; das ist jedoch nicht Raub, vielleicht ein Vergnügen, eine Kleinigkeit, nichts. Unbeständig, ohne ein fernes Ziel, zufrieden nur, wenn die Sonne scheint; kommt aber eine Wolke und sprüht Regen, dann verbergen sie sich und hocken unter Blättern; die Lebenslust ist fort, alles wird dunkel, und wenn die Sonne untergeht, so sterben sie.

Der Ernst des Lebens ist für diese Menschen eine Sünde, und ein ernster Mensch ist ihnen ein Greuel, ein böses Wesen, eine schlechte Natur, die ihnen die Lebensfreude rauben will. Sie stellen nämlich keine andere Forderungen ans Leben als Speise und Trank und Vergnügen, denn „morgen werden wir sterben“. Schuld können sie nicht empfinden, denn alles Moralische ist ihnen gleichgültig wie der Fliege. Sie verstehen nicht, wenn sie unrecht tun, und immer schieben sie die Schuld auf einen andern. Sie dichten sich einen Charakter

an, der hell und freundlich erscheinen soll; aber im Innersten sind sie schwermütig; das zeigt sich, wenn sie allein sind, dann denken sie an Selbstmord.

Unbestimmte Begriffe von der Natur, die sich selber geschaffen haben, ersetzen die Religion. Zuweilen, wenn es ihnen sehr gut geht, gebrauchen sie das Wort: der gute Gott. Geht es ihnen schlecht, werden sie böse und glauben an böse Mächte, verstehen aber nicht Hilfe bei dem guten Gott zu suchen.

Alles, was sie wünschen, dichten sie in Wirklichkeit um; alles, was sie wollen, wird Wahrheit; alles, was unbequem oder unangenehm ist, ist nicht wahr.

Sie können sich eine ganze Lebensgeschichte andichten; dass sie von Karl dem Grossen oder August von Sachsen stammen. Ich weiss von einer, die sich einbildete, sie sei Russin, obwohl sie Finnländerin war; schliesslich stammte sie von Matthias Corvinus, der polnisch gewesen sein soll. Ich kann nicht sagen, dass sie log, denn sie glaubte daran; hielt es für wahr, obgleich sie es gedichtet hatte.

Eine solche Dichterin über eine Tatsache aufklären, ist unmöglich, falls diese Tatsache im geringsten unangenehm ist.

Ihr eine richtige Ansicht über einen Tatbestand beibringen, ist ebenso unmöglich, falls nicht Leidenschaft oder Interesse zufällig dieselbe Richtung einschlagen.

Wenn einer von ihrem Hofkreis einen Bubenstreich begangen hat, so leugnet sie zuerst die Tatsache: „Es ist unmöglich!“ Wenn es keine Hilfe mehr gibt, verteidigt sie ihn. „Er ist im Grunde ein guter Mensch, und Sie sind nicht ein bisschen besser!“ Es endet damit, dass wir alle

Schurken seien, und dort sitzen müssten, wo er sitzt.

Sie ist dreissig Jahre alt, hat ein Kind, aber sie dichtet sich jung, spricht von ihrer Jugend; oft soll die allerdings geplündert sein von ihrem Mann, der nichts zu plündern fand, als sie vierundzwanzig war.

Sie kann sogar noch jungfräulich sein, obgleich sie ein Kind hat; ja, sie weiss nicht, wie das Kind entstanden ist . . .

Sie vergisst eine Vergangenheit, die reichsbekannt ist; aber die hat sie ausgestrichen, die hat nie existiert, die ist ganz einfach Lüge, oder weniger als Lüge.

Sie beschäftigt sich immer mit den Schicksalen der Menschen; schlagen die Gekränkten aber zurück, so beklagt sie sich über deren Bosheit und Rachgier, Sie selber kann nicht dahinter kommen, dass sie unrecht getan hat.

Ein Spaziergang mit dem Mann an einem Wintertag.

SIE: Es ist schade, dass das Stockholmer Schloss so eingebaut ist.

ER: Ist es eingebaut?

SIE: Ja, kannst du das nicht sehen?

ER: Scherzest du?

SIE: Nein, ich bin nicht dazu aufgelegt. (Wird böse.)

ER: Ich verstehe nicht, aber das Schloss wirkt geradezu deshalb, weil es so frei liegt.

SIE: Immer musst du streiten!

Die Frau ist immer unterwegs, fast nie zu Haus; aber eines Abends muss sie daheim bleiben, weil sie Schmerzen im Fuss hat.

SIE: Du bist wie ein Gefangenwärter gegen mich.

ER: Ich?

SIE: Ja, du hast mich eingeschlossen!

ER: Du bist doch nie zu Haus!

SIE: Bin ich jetzt nicht zu Haus?

ER: Doch, jetzt, aber sonst nie.

SIE: Nun?

Die Frau ist dem Heim entlaufen, aber zurückgekommen.

SIE: Jetzt denkst du mich hinauszuwerfen wie einen alten Handschuh.

ER: Du, du bist ja gegangen!

SIE ist wirklich in die Enge getrieben; aber er sieht, wie sie eine Rache auszudenken beginnt, weil er sie in die Enge getrieben hat.

SIE: Dir erscheint alles so schwarz und hässlich!

ER: So? Ich fiel ja eben mit einem Stück durch, weil ich die Menschen als Engel und das Leben rosenrot geschildert hatte.

SIE spricht etwas Dunkles, das nicht wiederzugeben ist.

Der Mann sitzt zu Haus; die Frau kommt von einer Spazierfahrt zurück.

ER (um etwas zu sagen): Wie ist das Wetter draussen?

SIE (hat es nicht beobachtet oder kann es nicht sagen, sondern überlegt, was ihn ärgern kann oder zu ihrer Laune passt): Es ist graukalt.

ER: Aber es ist Südwind und die Sonne scheint.

SIE: Findest du, die Sonne scheint?

ER: Findest? Sie scheint ja!

SIE: Du musst doch wieder streiten. Usw.

Sie hat eben einen Menschen des Diebstahls beschuldigt und grossen Lärm darüber geschlagen.

Am nächsten Tag hat es sich aus unbekannten dunkeln Gründen geändert.

ER: Nun, hat die Polizei die Diebsgeschichte klargestellt?

SIE weiss von keiner Diebsgeschichte.

ER: Aber du hast doch das Mädchen beschuldigt . . .

SIE: Das ist nicht wahr, das habe ich nie getan!

Und so weiter in Unendlichkeit, ohne Ende.

Einmal weckte er sie, indem er das rechte Wort für ihren Charakter und ihr Betragen gebrauchte. Da erwachte sie, flog aus dem Zimmer wie ein wilder Vogel, ging davon. Er liess sie gehen.

Sie dachte, er werde ihr nachkommen, das tat er aber nicht. Da kam sie selber, aber nicht wie eine Flehende, sondern wie eine Königin, um die Huldigung entgegenzunehmen. Die Huldigung blieb aus. Da verlor sie den Verstand zwei Tage lang.

Er erbarmte sich über sie. Aber sie konnte nur wieder aufgerichtet werden, wenn er sich ihr reuevoll näherte. Es war ein grosses Opfer, aber er brachte es um des Kindes willen. Da bekam sie „ihren Verstand“ wieder und verzieh ihm, nachdem sie die Bedingungen diktiert hatte: Er solle nett sein; das heisst, sie gewähren lassen, wie sie wollte; und er solle keine harten Worte gebrauchen.

Harte Worte fürchtete sie am meisten von allem, denn die weckten sie. Die wirkten wie Dynamit auf ihr versteinertes Herz und Gefühl. Und was sie „den Verstand verlieren“ nannte, war gleichbedeutend damit, den Verstand wieder bekommen, zum Bewusstsein erwachen, sich im Spiegel sehen, sich selber erkennen.

Ihr Ich glich einem Ballon aus Seide, der beim geringsten Riss zu Boden fallen kann. Daher ihre Furcht vor Ecken und Spitzen.

Sie liebte das Feine. Das bedeutete: lass mich gewähren, widersprich mir nicht, sonst zerstörst du mein Netz aus Spinngewebe, mit dem ich dich gefangen halte.

Dann schlief sie wieder ein, begann ihre Vorstellungen von ihrer Jungfräulichkeit, der geplünderten Jugend; der Geberin, die ihm alles gegeben (wo nichts zu geben war); der Gläubigerin, der eingesperrten Sklavin (die frei ging und kam); dem unterdrückten Weib, das keine eigene Meinung haben durfte (dass das Schloss eingebaut sei), der er die Lebensfreude geraubt hatte.

Jedes fünfte Jahr weckte er sie mit einer Dynamitpatrone. Dann aber schlief sie wieder ein. Und dann begann sie wieder aus demselben Sprachvorrat zu fabulieren. Dreissig Jahre lang dichtete sie ihren Charakter, ihre Lebensgeschichte, ihre Ansichten, ihren Geschmack, ihre Religion. Da war sie fünfzig geworden, hatte Hauer im Mund, Muskeln und Fett in Überfluss, graues aber gefärbtes Haar, das nach Talg roch. Sie war alt, und wusste es nicht.

— Sieh meine Zähne an, sagte sie. Ich habe noch alle. (Aber einer war künstlich, mindestens einer.)

Sie ging mit blossen Armen auf die Hochzeit ihrer Tochter und machte selber den jungen Herren den Hof. Zeigte ihr schönes Haar, das jetzt weiss war unter dem Schönheitsmittel.

Bald darauf starb der Mann; ermordet, kann man sagen. Da fiel sie zusammen und ward ein altes Weib. Es war des Mannes „Lebensprana“, von dem sie gelebt hatte, ohne es zu wissen; und es war, als nehme er, der im Grabe lag, sein Eigentum zurück, um die Auflösung aufzuhalten.

Jetzt ist sie fünfundfünfzig, kokettiert aber noch immer (zeigt Zähne und Haar). Sie ist noch nicht erwacht, und scheint nicht eher erwachen zu können als im Tode.

Zuweilen, wenn sie traurig ist, besucht sie mich zur Mittagszeit, bleibt eine Stunde und lügt mir vor; dichtet, hatte ich zu sagen versprochen.

Sie spricht meistens davon, wie undankbar die Welt gegen sie sei, die einem schlechten Mann eine gute Gattin gewesen, eine vortreffliche Mutter, wohlgesinnt, aufopfernd, besonders gegen den, der „ihre Jugend geplündert habe".

Balzac hat den Typus in „L'art d'être martyre (Petites misères de la vie conjugale)" geschildert, trotzdem er nicht verheiratet war.

Was ist denn das für ein menschenähnliches Wesen, von dem der Mann nach einem Zusammenleben von dreissig Jahren sagen konnte: „Da ist nicht ein menschlicher Zug zu finden!" Wenn sie Teilnahme zeigt, geschieht es, um etwas zu gewinnen; weint sie, will sie ein Kleid oder einen Ring haben; lacht sie, so benutzt sie die Gelegenheit, um die Zähne zu zeigen; ist sie wirklich einmal zugänglich für eine tatsächliche Aufklärung, geschieht es aus Falschheit und Schöntuerei. Sie versöhnt sich nur, wenn man Besuch erwartet; sie liebt nur ihre Kinder, weil sie die Aussicht auf ein heiteres Alter hat, in dem sie nicht allein zu sein braucht; von ihrem Mann wollte sie sich nicht scheiden lassen, weil sie eine Wohnung haben musste, in der sie empfangen konnte; und sie hätte ihn längst gemordet, wenn sie nicht gefürchtet, die Pension zu verlieren.

Nichts war bei ihr ganz wirklich. Ihre Ergebenheit glich Ergebenheit, ihre Freude erinnerte an Freude, war aber boshaft; ihre Trauer besass eine entfernte Ähnlichkeit mit Schmerz. Es waren nur Gleichnisse.

Sie verstand nie, was er meinte, sondern fasste es auf ihre verkehrte Art, nach ihrem Interesse. Ich verstand nie, was sie sagte, denn sie muss Antiphrase benutzt, das Gegenteil von dem gesagt haben, was sie dachte. Sie gebrauchte niemals die reinen einfachen Worte ja oder nein; sie wich ihnen aus wie einer Falle, denn sie glich dem Tier eines Jagdgrundes, das überall Fallen sieht. Sie selber aber knüpfte Schlingen mit Worten. Sie verwandelte einen freien Vorschlag in ein festes Versprechen, sie stahl Blicke als Beifall, verwandelte ein Nicken in einen Schuldschein; bot ihre Dienste an, um später die Rechnung senden zu dürfen.

Der Mann sagte einmal: — Wenn mich, ihren Gatten, nach dreissig Jahren jemand fragt, mit wem ich verheiratet gewesen bin, kann ich nur antworten: das weiss ich nicht! Ich habe dieses Weib nie gekannt! Wenn ich manchmal nachts erwachte, musste ich nachdenken, wen ich neben mir habe. Wenn sie schlief, existierte sie nicht! Aber ich war an sie gebunden; sie wuchs auf mir, nahm ihr „Prana" aus mir. Ich muss ihr Eingeweide von mir gegeben haben; wenn sie fortging, schmerzte es in mir, ich konnte nicht atmen oder verdauen, ehe sie nicht mit meinen Eingeweiden zurückkam. Sie gebrauchte wohl einen Spiegel, aber nur für das Äussere; und wenn ich zuweilen den andern Spiegel vor ihr Inneres hielt, entsetzte sie sich; ihr Gesicht bekam Krämpfe wie das des Fuchses, wenn der Jäger ihn überrascht. Sie verdrehte die Augen, verwandelte ihre Züge, dass sich eine ganze Reihe Gesichter nacheinander zeigten; und statt ihrer Blicke sah ich die eines Dämonen oder eines Tiers.

Ich habe eben in einer theosophischen Zeitschrift gelesen, dass sich Tierdevas, Tierseelen,

in den Körpern der Menschen inkarnieren können, sich durch Schönheit und natürlichen Reiz auszeichnen, wie die meisten Tiere. Ich fand die Theorie unheimlich und glaubte nicht daran, um nicht die Menschheit zu entehren. Jetzt aber erinnere ich mich, wie ich auf einer Reise die Gesellschaft eines Hundes erdulden musste. Ich freute mich, ein lebendes Wesen bei mir zu haben, fütterte ihn und liess ihn in meinem warmen Zimmer schlafen. Es war ein scheinbar gutmütiger Hühnerhund, naiv, zynisch natürlich. Er nahm sein Essen, dankte aber nicht; liess es sich schmecken, aber freute sich nie; er duldete mich, liebte mich aber nicht. Wenn ich seinen Kopf nahm, sah er zur Seite; und wenn sich dann die Pupillen nach aussen drehten, zeigte sich nur das Weisse, das jedoch böse blinde Blicke aussandte. Eines Abends, als ich im Bett lag und las, begann der Hund mir eine beunruhigende Aufmerksamkeit zu zeigen; als ich ihn abwies, änderte er plötzlich seinen Charakter; nahm Formen wie ein Mensch an, machte Gebärden und Bewegungen, so dass ich ausser mir geriet vor Schreck. Ein Kampf entstand, und ich musste das Tier mit meinem Revolver töten, es zum Fenster hinaus werfen. Seine letzten Blicke waren nicht die eines Tiers, so viel will ich sagen . . .

Ich habe im Jardin des Plantes zu Paris mit Tieren „Bekanntschaft geschlossen" während meiner täglichen Besuche im Lauf eines Jahres. Der Grisly-Bär von Nordamerika, eins der stärksten und wildesten Tiere, die es gibt, lernte mich auf eine Art kennen, die ich erfand. Ich allein gab ihm nämlich Kirschen, während andere ihm nur Brotrinden gaben. Er setzte sich auf sein Hinterteil und sperrte das Maul auf, wenn ich kam; und ich konnte ihn aus seiner Höhle locken. Er wollte

mir aber nie in die Augen sehen, sondern schloss die seinen, wenn er das Maul aufsperrte. Ich aber hatte Geduld und kam täglich wieder mit meinen Kirschen. Schliesslich wollte er wohl sehen, wer ihm das höchste Gut in seiner Gefangenschaft gab, vielleicht eine Jugenderinnerung an die grossen Berge im Westen weckte, wo er in Freiheit und Bergluft rote Beeren gepflückt hatte. Er versuchte zu mir hinaufzusehen; machte aber gleich darauf eine solche Miene, als habe er sein Geheimnis verraten. Und er wurde auf sich selber böse wegen dieser Schwäche, nicht auf mich. Er muss es aber gleich darauf bereut haben und beschloss, zu zeigen, wer er sei. Er setzte sich mit dem Rücken gegen die Gefängnismauer, wie ein König auf seinen Thron, machte eine Gebärde mit den Armen, als wolle er sich in seinen Krönungsmantel hüllen; aber er sah mich nicht an, sondern zeigte sich und sein Geheimnis. Das war kein Tier mehr; das Skelett machte menschliche Bewegungen unter dem verkleidenden Pelz. Es war ein Tierdeva, ein König der Berge, eine Metempsychose, vielleicht eine frühere menschliche Inkarnation in einem Tierkörper.

Die Neger sagen, dass die Affen sprechen können, dass sie das aber geheimhalten, denn sonst würden sie arbeiten müssen, und arbeiten ist die Hölle für einen Neger. Daran habe ich nicht eher geglaubt, als bis ich ein Buch las, das die Leiter des Jardin des Plantes, Forscher von Linnés und Buffons grossen Zeiten, herausgegeben haben. In diesem Buch, das ich bei einem Schiffbruch auf festem Land verloren, standen lange, geduldige Beobachtungen über Affen. Ich erinnere mich dunkel, wie sich einer der Gelehrten im Affenhaus verborgen hatte, um die Affen bei ihren Geheimnissen zu überraschen. Ein Weibchen hatte eben

ein Junges bekommen. Nun wurde zuerst der offenkundige Vater hereingelassen. Er wurde ziemlich kühl und überlegen von der stolzen Mutter empfangen. Der verborgene Gelehrte sah, dass sich die Gatten erst umguckten, ob jemand sie beobachtete. Als sie merkten, dass sie allein seien, begannen sie „einander in den Mund zu sprechen“. Das ist eine sonderbare Art, die nur Schauspieler kennen, und die wahrscheinlich in einer improvisierten triebhaften Labialmethode besteht. Es waren keine artikulierten Laute, sondern die Bewegungen der Lippen wurden von sprechenden Blicken begleitet. Dem Vater wurde erlaubt den Neugeborenen zu liebkosen; er musste aber vorsichtig dabei sein. Darauf wurden Verwandte und Freunde in die Wochenstube gelassen. Ein lautloses Schnattern, Komplimentieren, Bewundern entstand. Niemand aber durfte den Neugeborenen anrühren: wollte es doch einer, wurden die Zähne gezeigt, die zur Labialsprache gehören und nicht misszuverstehen waren.

Meine eigenen Beobachtungen, die ich später als Epigone machte, veranlassten mich zu dem Glauben, hier seien Geheimnisse vorhanden. Durch Teilnahme und Freundlichkeit hatte ich mit einem alten Orang Bekanntschaft geschlossen, der ja noch am meisten von allen Vierfüsslern den Menschen ähnlich ist. Es war das Gesicht und die Blicke eines eingetrockneten Greises. Etwas sehr Trauriges, nicht über die Gefangenschaft, denn er kannte nichts anderes, sondern aus Schmerz, dass er solch ein Vieh sei. Er schien sich an etwas erinnern zu wollen, konnte es aber nicht; und das quälte ihn. Vielleicht suchte er ein verlorenes Selbstbewusstsein, oder wollte sich aus einer Art quälenden Schlafes wecken. Ich habe diesen Ausdruck einmal in einem Irrenhaus gesehen, wo es

Menschen gibt, welche die Erinnerung an sich selber verloren haben.

Gibt es einen anderen Beleg für die Annahme der Seelenwanderung, als die Theosophen uns jetzt aus der indischen Philosophie geben, die uns ja, streng genommen, nichts angehen dürfte? Ja, der göttliche Plato, dessen Weisheit auch von den christlichen Kirchenvätern als ein Vorchristentum oder offenbarte Philosophie angesehen wurde, hat ausführlich das wichtige Problem von dem früheren Dasein und der Seelenwanderung behandelt.

Im „Timaios“ sagt er ohne Umschweife: seitdem die Männer entstanden, waren einige feige und unlauter geworden; die wurden bei der zweiten Geburt wahrscheinlich in Frauen verwandelt. Zur selben Zeit schufen die Götter die Liebe; von der Flüssigkeit des Lebens drang ein Teil vom Kopf hinunter durch das Rückgrat als Mark. „Dieses Mark ist beseelt“ und weckt lebengebende Begierde. Darum sind die Organe der Liebe ungehorsam und eigenmächtig. In der Gebärmutter steckt ein „nach Gebären verlangendes WESEN“, dem übel zu Mut wird, wenn es eine lange Zeit ohne Frucht bleibt. Es hemmt das Atmen, ruft Beklemmungen hervor und viele Krankheiten, muss deshalb befriedigt werden.

Aber wohlgemerkt: Der Trieb, Kinder zu gebären, soll befriedigt werden, nicht der andere Trieb (Astartes), denn der kann nicht befriedigt werden, der ist unersättlich. Und der Trieb zur Leibesfrucht hat das Bedürfnis nach einer Behausung zur Folge, in der das Kind geboren wird, und verlangt einen Mann, der Essen schafft und das Haus beschützt! Das ist die heilige Ehe!

Bei der zweiten Geburt (Reinkarnation) wurden einige zu Vögeln. Das sind leichtsinnige, aber nicht schlechte Männer gewesen, „die in ihrer Einfalt glaubten, die Erklärung überirdischer Dinge geschehe am sichersten durch die Beobachtungen des Auges“ (Positivisten, Materialisten und ihresgleichen).

Die vierfüssigen Tiere entstanden aus solchen Menschen, die sich nicht mit Weisheit und Tugend befassten, sondern mit der Nase auf der Erde herumkrochen.

Die Fische sind die Unvernünftigsten und Unwissendsten gewesen; darum dürfen sie nicht reine Luft atmen, sondern müssen schmutziges Wasser schlürfen. Und so weiter.

Weise Männer aller Völker haben an eine zweite Geburt geglaubt, und das Christentum selber bezieht sich darauf wie auf eine axiomatische Tatsache. Priester und Leviten fragten ja, ob Johannes Elias sei; und Christus wurde oft für einen von den gewaltigen Propheten des Herrn gehalten, der sich wieder verkörpert habe.

Wir Christen hätten Grund, dieses Axiom als christlich aufzunehmen, ohne darüber zu raisonnieren. Dann würden wir aufhören, uns gegen ein mitleidloses, unerklärliches Schicksal zu empören; wir würden Weiten hinter dem Grabe sehen, aber auch vor der Wiege. Wir würden das Leben als einen lehrreichen Traum sehen, auf unsere Sorgen pusten, ohne sie fortzublasen; ergeben unsere Seele und unser Leben in die Hand Gottes des Allmächtigen befehlen, denn er wird alles wohl machen. Und zwar ohne über die Rätsel zu grübeln, die wir nicht wissen dürfen, aber ahnen können.

Nach einer langen Abschweifung komme ich jetzt zurück auf die Sache, die das Wesentliche war: Schlafwandler, die nicht zum Selbstbewusstsein erwachen können. Ich habe dieses Mal das hässliche Wort lügen vermieden und als Erklärung das Wort dichten einzusetzen versucht.

Sich selber belügen, hiesse ja niemals zur Wahrheit kommen; nie erfahren, wie sich etwas in Wirklichkeit verhält. Ich nehme an, der Wirklichkeit fehlt eigentlich volle Realität; sie ist eine Spiegelung, die durch eine rauhe materielle Fläche entstellt ist. Wie kann sie da erreichbar für die Auffassung sein, besonders eines unfixierten Wesens, das vielleicht aus Äthervibrationen zusammengesetzt ist; oder geschaffen ist einer Glasscheibe gleich, die sowohl spiegelt wie die Strahlen durchlässt. Die Wirklichkeit wird ja von einem durchsichtigen Gegenstand nur zum Teil widergespiegelt; wer aber dahinter steht, sieht überhaupt keine Spiegelung; mit andern Worten, es entsteht Totalreflexion, die zuweilen die Gegenstände unsichtbar macht. Diese Schlafwandler, wie ich sie genannt habe, würden also andere Augen als wir besitzen, ein anderes Wesen als wir haben; deshalb könnten sie weder ein Bild auffassen, noch weniger sich selber sehen. Das käme entweder von einer feineren Konstitution, die keine Verbindung mit dem Materiellen eingehen kann, weil es ausserhalb ihrer Sphäre liegt; oder von einem nicht entwickelten Auffassungsvermögen bei der materiellen Unterlage der seelischen Existenz.

Sollten sie denn höhere Wesen sein, und wäre meine erste Hypothese unrichtig?

Nein, die der Pflanze gleichen, die lebt, atmet, sich ernährt, sich fortpflanzt, stirbt, indem sie immer schläft, ohne etwas wahrzunehmen, die können keine höhere Form des Daseins sein.

Schön ist die Hyazinthe, vollendet, wenn man sie anschaut; lieblich ist ihr Duft beim Einatmen; vielleicht nimmt sie etwas wahr, das Schmerz oder Freude gleicht; aber ohne Vernunft, Selbstbewusstsein, freien Willen kann ja kein Seelenleben entstehen; und ohne Seele sein, ist ja beinahe tot sein, wenigstens für uns lebendige Menschen.

Hier stocke ich, einsehend, dass das Problem ohne Sinn und deshalb unlösbar ist; während eine schöne Tatsache bestehen bleibt, die Freude und Duft verbreitet, unwillkürlich wie die Blume, die man nur küssen, mit der man nicht sprechen kann; die man pflegt und umpflanzt, der man Sonne und Luft gibt.

Doch bleibt das Eigentümliche bestehen, dass sich im Sinn eines solchen Wesens alles ins Verkehrte wendet, nach Begierden und Wünschen. Hier ein Beispiel aus der Menge.

Sie verlobte sich mit einem unbedeutenden Mann, um einen andern zu ärgern. Aber sofort nach der Verlobung bereut sie ihren Schritt und schreibt an den ersten und beklagt sich:

Der Bräutigam ist eine kleine, boshafte Seele und hat sie schon geschlagen; er ist eben von einer unheilbaren Krankheit aufgestanden; er ist schwermütig und wird ihr keine Freude am Leben (Lebensfreude) gewähren; er hat keine Einkommen, weil sein Gehalt für Schulden daraufgeht; er ist ihr bereits als Bräutigam untreu; sie liebt ihn nicht, nimmt ihn aber, weil sie nicht allein leben kann.

Als der verlassene Mann darauf antwortet, ihr beistimmt und das unsympathische Bild vervollständigt, da eins zwei drei wendet sich das Papier und gegen das Licht wird alles umgekehrt gelesen.

Der Bräutigam ist jetzt eine grosse Seele und er ist gut gegen sie; er hat diese Krankheit niemals

gehabt; er wird jetzt ihrer Jugend Freud schenken; er ist nicht untreu gewesen; sie liebt ihn, ohne zu wissen warum.

Die Theosophen sagen: wenn man die Dinge von der Astralebene anschaut, so zeigen sie sich verkehrt. Darum sind Träume oft umgekehrt zu deuten, durch Antiphrase; und in Swedenborg ist eine Andeutung zu finden über diese pervertierte Art, die Dinge zu sehen, aber nur in einem gewissen Gemütszustand, wenn die Bosheit einem das Gesicht verkehrt.

Man spricht vom Widerspruchsgeist, weiss aber nicht, was es ist. Ein dämonischer Zustand, der der physischen Influenz gleicht, bei der Gegenpol den Pol anzieht, Norden Süden hervorruft, plus minus verlangt. Um aber Influenz empfangen zu können, muss man ein selbständiges Wesen sein, indifferent, und es ist möglich, dass dieses Wesen ohne Selbst bloss Influenz empfängt und schwarz zu weiss, gut zu böse, Wahrheit zu Lüge umpolarisiert. Das auf einem Sandrücken frei liegende Schloss wird umbaut; der gute Mann wird böse, der Kranke gesund, Trauer wird Freude, klein wird gross. Das ist ja wie im Traumbuch, in dem Geld nicht wohltuendes Geld bedeutet, sondern Ärger; in dem Ungeziefer nicht Ungemach voraussagt, sondern das angenehme Geld verkündet. Usw.

Ich habe mit gutem Willen versucht, das Wort „lügen“ mit „dichten“ zu übersetzen, und ich bin dem grossen Geheimnis ein wenig näher auf die Spur gekommen.

Lügen soll auf Schwäche im Willen und Verstand deuten; Schwäche ist hier wohl vorhanden, und darum heisst es auch so richtig: Das schwache Geschlecht.

DIE WAFFEN DES WEIBES

Wenn ein Mann eine Frau liebt, so opfert er sich; tut ihr den Willen in allem, was vernünftig und recht ist; schützt sie, versorgt sie, schmückt sie. Sie hat einen dienenden Geist bekommen, der ihren Tisch deckt, ihr Bett macht, ihre Schulden bezahlt. Aber er will gutwillig geben, nicht als Zinspflichtiger, jedoch ohne Dank zu verlangen.

Wie soll sie diese beneidenswerte Stellung nun beibehalten? Mit welchen Waffen kann sie am besten ihre kleine Person verteidigen, damit sie nicht unter ihn kommt und sich verliert?

Das Mittel ist sehr einfach und ist in Ratgebern für Neuvermählte immer empfohlen worden. Sie soll versuchen, liebenswürdig zu sein, dann ist sie unwiderstehlich; sie soll versuchen, gut zu sein, dann beherrscht sie die Bosheit des Mannes, wenn er böse ist.

Sie soll sich schön für ihn machen, und nicht für andere; sie soll nicht wie eine Scheuerfrau zu Haus herumlaufen und sich das beste Kleid anziehen, wenn sie ausgeht. Sie soll das Haus schön und rein halten, damit der Mann sich daheim wohl fühlt und nicht in die Kneipe geht.

Und wenn sie merkt, dass seine Gefühle sich etwas abkühlen, soll sie ihn wiedergewinnen, indem sie ihre Liebenswürdigkeit steigert; nicht, indem sie seine Eifersucht erregt; denn das heisst, mit dem Wahnsinn, dem Tod und dem Teufel spielen.

Nun pflegen die Frauen das Gegenteil zu tun, und darum ergeht es ihnen so, wie es ihnen ergeht.

SCHWARZ ODER WEISS?

Zuweilen öffnen sich die Augen des Menschen, und dann sieht er im ganzen Leben den grenzenlosen Betrug und ein bodenloses Elend. Die Menschen sagen dann, sein Geist sei krank, und der Teufel habe ihm einen Glassplitter ins Auge gesetzt, so dass ihm das lichte Leben schwarz erscheint.

Ist das wahr, und ist das Leben so licht? Swedenborg sagt: wenn die Engel von oben auf die Erde hinunter schauen, so sind sowohl Menschen wie Leben schwarz von Bosheit und Lüge. Der Pessimist sieht also richtig, wenn er schwarz sieht, und er nimmt einen hohen Standpunkt ein, wenn er so sehen kann.

Es gibt jedoch Lichtungen, falsche und wahre. Wer in der Materie lebt, unten im Tal, der findet es nicht so dunkel; Arbeit und Gewinnsucht zerstreuen ihn, er lebt in seinem Milieu und gedeiht. Das ist ein falsches Licht, denn das erlischt, wenn der Tag des Unglücks da ist.

Ein wahres Licht besitzt, wer in Verein mit Gott lebt, seine Pflicht tut und Opfer bringt. Aber es ist sein inneres Licht, das im Dunkel aufleuchtet, und es ist seine Güte, die einen Schimmer über die Bosheit der Menschen wirft.

Wer eine grosse Liebe erlebt, sieht auch das Licht. „Wer liebt, wandelt im Licht.“ Das ist Licht von oben, aber reflektiert, vielleicht polarisiert, da man gefärbte Ringe sie umkreisen sieht. Licht ist es in der Liebe, von oben ist es, aber gebrochen durch die Turmalinplatte.

Und immer das Helle im Dunkel zu sehen, muss man wohl eine Eule oder eine Katze sein, also ein Nachttier; verfaulte Fische leuchten oder phosphoreszieren, sie haben immer Licht um sich, aber das sind nur Irrlichter im Sumpf!

SEINE EIGENE STATUE

Neulich kam eine Ansichtskarte in meine Hände. Sie stellte einen monumentalen Brunnen vor mit einer Frauengestalt aus Marmor in natürlicher Grösse. Die Gestalt war mit einem modernen Kleid aus Wolle schön drapiert und hielt ein Buch in der Hand. Es war schön, die Linien waren rein, die Falten des Kleides fielen in Kaskaden über den kleinen Stiefel . . .

Diese Dame habe ich schon gesehen, dachte ich. Ich las die Unterschrift des Bildes. Ja, sie war es, ich habe sie gekannt, sie griff einmal mit andern in mein Schicksal ein. Sie war mir sonst gleichgültig, auch weil sie die Frau eines andern Mannes war.

Ich fragte nach, warum sie ein Denkmal in weissem Marmor erhalten habe. Man antwortete, sie sei Dichterin gewesen. Wie eigentümlich, dass ich das nicht gewusst habe! . . . (Sie schrieb jedoch nur Feuilletons.)

Aber ich habe sie in Situationen gesehen, die sie nicht ehrten. Sie hatte nämlich meine Bücher gelesen und musste sich eine seltsame Vorstellung von meiner Persönlichkeit gemacht haben, denn sie zog, um gesellig zu sein, eine hässliche Seite auf und entblösste in einem Augenblick eine nicht sehr schöne Seele. Ich erinnere mich, dass ich verstummte und errötete. Da erschrak sie, dass sie sich demaskiert habe, und sagte etwas, das ich nicht verstand. Ich war in ihrem Haus; sie war unglücklich, weil sie als Verheiratete nicht wie eine Unverheiratete leben konnte. Sie zog sich Schläge von ihrem Mann zu; mit andern Worten: er schlug sie.

Und jetzt, nach dem Tode, errichtet er ihr eine Marmorstatue auf einem öffentlichen Platz. Hat

er die sich selber errichtet? konnte ich fragen. Ja, er hat sie sich errichtet, der Erinnerung an das Schöne, das er in ihre Seele legte, und das ich nie gesehen habe.

Es gibt Menschen, auf die man nicht leicht böse werden kann. Sie täuschen und verraten uns, aber man kann nicht sofort mit ihnen brechen. Man zieht sich etwas zurück, knüpft aber wieder an, wird von neuem verraten; und man zieht sich wieder zurück. Dann empfindet man es als Notwendigkeit, ein Ende zu machen; aber man kann zu keiner Auseinandersetzung mit dem Mann kommen. Und man findet sich falsch, wenn man ihn trifft, weil man ihm nicht seine Meinung sagt. Warum tut man nicht mit ihm, was man so leicht, ohne es nötig zu haben, mit andern tut: bricht los? Man ist ihm befreundet gewesen, hat eine Spiegelung von sich selber gesehen, hat sich in erhöhten Augenblicken getroffen, schöne Feste zusammen gefeiert. Wenn man jetzt sähe, wie er sich schämt, so wäre etwas entweiht; man will seine Gefühle nicht erniedrigt sehen; das Gesicht, das freundlich war, nicht in das eines bösen Tieres verwandelt sehen.

Aber Moses sagt: Du sollst deinen Bruder nicht hassen in deinem Herzen, sondern sollst ihn bestrafen, auf dass seine Schuld nicht über dich komme.

Zuweilen überlebt die Freundschaft eine Auseinandersetzung, zuweilen stirbt sie daran. Überlebt sie die, so herrscht ja zuerst eine gewisse Verstimmung, dann aber kommt oft ein überfliessendes Wohlwollen, das gutmachen will; und eine heilsame Vorsicht im Verkehr, der nur wohltuend wirkt.

Es gibt einseitige und gegenseitige Freundschaft. Ich habe ihn gern, aber er nicht mich, wenigstens nicht wirklich; aber er empfindet angenehm meine Sympathie, die seine Schwächen schont, während er meine nicht schont.

Ich bin vierzig Jahre lang der Gegenstand für die Sympathie eines Mannes gewesen. Aber ich konnte ihn eigentlich nie recht leiden, und ich hielt seine Freundschaft für interessiert. Er wollte mein Leben leben, Einfluss auf mich gewinnen, mir Ideen geben und meinen Geist in eine bestimmte Richtung lenken. Ich suchte ihn niemals auf, brach mehrere Male mit ihm; aber Not und Einsamkeit zwangen mich, wieder mit ihm anzuknüpfen, sogar Dienste von ihm anzunehmen, die jedoch nicht mit fröhlichem Herzen gegeben wurden. Schliesslich starb er, kürzlich; mit sechzig Jahren, ohne etwas zu sein. Aufrichtig gesprochen: mein einziges Gefühl bei diesem Todesfall war Erleichterung! Nicht weil ich ihm etwas schuldig war, denn als ich bezahlen wollte, nahm er es nicht an. Er hielt es für angenehmer, dass ich in seiner Schuld blieb, obwohl er erklärt hatte, ich sei ihm nichts schuldig.

Jetzt nach dem Tode hatte ich eine Wahrnehmung, als sei seine Freundschaft eine Art Hass gewesen. Und er war ein durchaus charakterloser Mann. Das war er geworden, weil er gottlos war, und weil er als Polygamist lebte. Indem er sich mehreren Frauen gleichzeitig anpasste, gab er seine Seele stückweise fort und ging entzwei. Trotzdem er grossen Ehrgeiz besass und von sich selber sehr hoch dachte, konnte er doch nichts ausrichten, weil er seine Manneskraft an Frauen verschwendete, die nichts zurückgaben, sondern nur nahmen.

Wir hassten einander, waren aber verurteilt, uns miteinander zu schleppen.

„DER MENSCH VERNIMMT NUR, WAS IHM SCHMEICHELT"

Das sind Mephistos (Goethes) Worte in den Paralipomena zum zweiten Teil FAUST: „Der Mensch vernimmt nur, was ihm schmeichelt." Das klingt ja paradox; suche ich aber im Papierkorb der Erinnerungen, in den ich Verschiedenes ungelesen, zerrissen, überkreuzt geworfen habe, so finde ich wohl einige Stücke mit Geschriebenem, die diese Halbwahrheit Mephistos bestätigen können. Aber ich addiere besser, wenn ich den Wert umkehre und setze: „Der Mensch hat zuweilen eine Fähigkeit, widrige Eindrücke von sich fernzuhalten, die an Wunder grenzt."

Ich habe manche Erinnerungen aus meiner Kindheit, die nicht schön sind; viele so peinigend, dass ich sie angestrichen habe.

Ich erinnere mich an eine Szene . . . Die Haare auf meinem Kopf erheben sich und schwitzen . . . Der Lehrer sass in einem Schaukelstuhl; ich und ein anderer Junge befanden uns wie zufällig im Zimmer, aber ziemlich weit auseinander.

Der Lehrer begann mit dem Kameraden eine Untersuchung und eine Ermahnung . . . Er sah anfangs nicht nach mir, und ich glaubte, um mich handele es sich nicht.

Das Verhör dauerte eine Weile, und als der Lehrer sich an mich wandte, glaubte ich, meine Todesstunde sei gekommen. Aber . . . statt mir Vorwürfe zu machen, appellierte er gleichsam mit den Blicken an meine bessere Einsicht und verlangte meine Zustimmung. Ich war nämlich etwas älter und genoss eine gewisse Achtung wegen meines Fleisses und meines Ehrgeizes.

Dies Appellieren an mein Rechtsgefühl schmeichelte mir; es liess mich vergessen, dass ich nicht

nur mitschuldig war, sondern mehr als das. Mein Stolz war jedoch nicht ungekränkt, denn der arme Kamerad konnte mich ja jeden Augenblick angeben. Aber er schwieg nur, ergeben, beschämt, ohne zu verstehen.

Das Verhör war beendet! . . . Und alles war ausgestrichen aus meiner Erinnerung. So gründlich, dass es erst vierzig Jahre später ins Gedächtnis zurückgerufen wurde, natürlich während langer schlafloser Nächte. Und nun wurden meine Augen geöffnet! Es war, als sei ich angeklagt; dass der Lehrer an mich appellierte, war Ironie; und ich hatte in der letzten Stunde der Not mich in eine schützende Schale eingeschmeichelt, die mein Angstschweiss um meine überempfindliche Haut abgesetzt hatte.

Den Beweis, dass das Verhör mir galt, fand ich auch in meinem Gedächtnis, als ein späteres unerklärliches Ereignis hervortrat, das ich bisher nicht verstanden hatte. Ein erwachsener junger Mann von ernsten Sitten forderte mich auf, eines Abends zu ihm zu kommen und die grossen Gärten zu besuchen, unter dem Vorwand, er wolle von mir die Namen der Blumen lernen. Der Abend wurde lang, ich wurde zum Essen eingeladen, und das Gespräch kam nun auf gewisse Fragen, aber so anhaltend, dass ich auf meiner Hut war. Dann wurde ich mit etwas Punsch bewirtet und, da mein Elternhaus weit entfernt lag, eingeladen, die Nacht über zu bleiben. Ich sprach mein Abendgebet und schlief ein.

Damit war die Sache aus, und ich schied von dem achtenswerten Mann, nicht wenig stolz darauf, dass ich ihn hatte Botanik lehren dürfen.

Jetzt nach vierzig Jahren verstehe ich, dass diese Einladung im Zusammenhang mit der Unter-

suchung stand. Es war ein Kreuzverhör, eine Prüfung, die ich mit Ehren bestand.

Aber warum hatte ich es damals nicht begriffen?

Jetzt deute ich es so: Eine gnädige Vorsehung wachte über mich, auf dass ich nicht zur Verzweiflung gebracht wurde, denn ich war äusserst empfindlich. Meine Lektion hatte ich bekommen, und meine Prüfung hatte ich bestanden. Mehr war nicht nötig.

Ich will nur noch hinzufügen, dass ich das Opfer und der Verführte war, der dann aus reinem Unverstand der Verführer wurde. Das ändert ja die Sache bedeutend: ich empfand keine Schuld und liess darum die Ironie von mir abgleiten!

Es ist also eine Wahrheit in Mephistos Paradoxon, da ich die Schmeichelei vernahm, das andere aber nicht.

Etwas Unangenehmes von sich fernhalten, ist eine Fähigkeit, die viele besitzen. Sie können sich taub und blind machen, Scherz und Witz ertragen, schlagen nie zurück, scheinen über Welt und Menschen nicht nachzudenken.

Ob diese Unnahbarkeit auf Mangel an Selbstgefühl oder Ehrliebe beruht, oder ob sie im Gegenteil von Selbstsucht herrührt, ist schwer zu entscheiden. Es gibt nämlich Menschen, die so sich selber lieben und so von sich überzeugt sind, dass Beschimpfungen sie nicht erreichen.

Swedenborg teilt mit, wie der grösste Tyrann, den es gegeben hat, nach dem Tode die Hölle gegen den Himmel zu erheben suchte und damit bestraft wurde, dass er ein schreckliches Weib auf den Hals bekam. Er wurde dazu verurteilt, sie zu lieben, zu bewundern, zu verehren, während sie ihn betrog, ihn wie einen Hundsfott behandelte und ihn zu den niedrigsten Zärtlichkeitsbezeigungen zwang, die nicht einmal lateinisch wiedergegeben werden können.

Wir hatten eben einen Troubadour, der das Weib und die Liebe besang, jedoch nicht die Jungfrau, nicht Mutter und Kind, sondern die nicht prostituierte Dame. Er trat immer als Don Juan auf, obwohl er beständig Fiasko machte. Seine grosse Liebe und sein grosses Weib waren eine Strafvorstellung. Er hat sie selber geschildert, ohne es zu wissen, als eine etwas betagte und korpulente, altkluge, praktische, wirtschaftliche Haushälterin, die liederlich lebte; die Kunst, Jungfrau, Märtyrerin, verfolgte Unschuld so gut zu spielen verstand, dass der Troubadour an sie glaubte.

— Wenn ich einen Mann fände, der an mich glaubte! war ihr gewöhnlicher grosser Stossseufzer.

Der Troubadour kam, und er glaubte (das heisst liess sich anführen).

Nun begann er Gesichte zu sehen!

Nachts abwartend, bis der letzte Liebhaber abzog, wurde er aus Barmherzigkeit aufgenommen. Bettelte und weinte sich hinein, um in der Küche auf einer Bank schlafen zu dürfen.

Dann wurde sie seine Muse; er bekam den Wahn, sie gebe ihm seine Gedichte. Sie begriff

nichts von seinen Dichtungen, fand aber diesen Weihrauch angenehm. Möglich ist, dass die Berührung mit dieser höheren Welt von Schönheit, die sie nur ahnte, ihr ein Korkkissen gab, auf dem sie sich schwimmend erhalten konnte.

Schliesslich errang er sie sich; isolierte sie und verbarg sie. Da aber kam die Not und die Krankheit, und nach den schrecklichsten Qualen wurde er gezwungen, von ihr zu leben.

Als es sich wieder aufklärte, schrieb er, um sich aufzurichten und die Schuld zu bezahlen, ein herrliches dramatisches Gedicht über sie.

Sie sass in einer fremden Stadt und erwartete den Triumph, der wirklich nicht ausblieb. Als das Publikum ihm huldigte, stand er auf, wie inspiriert, lehnte die Huldigung für seine Person ab und brachte ein Lebehoch auf das „grosse Weib" aus, das ihm dieses Gedicht geschenkt habe!

Was folgte, ist bekannt. Am nächsten Morgen empfing der Triumphator von einem Freund ein Telegramm des Inhalts, das grosse Weib sei geflüchtet, um sich mit einem reichen Fleischer zu verheiraten, „der sie ernähren könne".

Da tat sie recht, fand ich.

Ich habe diese Frau gesehen, einen ganzen Abend mit ihr gesprochen, ohne zu wissen, wer sie war. Es war eine fette Haushälterin, die den Dichterkönig pflegte.

Perikles' Aspasia heiratete nach seinem Tod den Viehhändler Lysikles. Warum nicht! Dass aber Sokrates auch zu ihren Bewunderern gehört hat, setzt mich in Erstaunen; und dass noch in der Geschichte zu lesen ist, Perikles habe seine grossen politischen Reden von ihr bekommen, ist sicher eine Lüge.

Wie erging es denn dem Troubadour? — Zu-

erst fiel er zusammen. Aber er schalt weder noch klagte, sondern fuhr fort, das Lob der Frau zu singen. Bekam eine neue Aspasia, zwei, drei. Sie betrogen ihn, er ahnte es, oder wusste es, aber er fuhr fort, das Lob der Frau zu singen, wie eine gut aufgezogene Spieldose, die erst stehen bleibt, wenn sie abgelaufen ist.

Eines Tages war das Spielwerk abgelaufen: er starb. Der Tod war nicht schön, aber das Begräbnis war glänzend, und er selber hatte es im voraus arrangiert.

Er war kein boshafter Mann, kein schlechter, sondern recht gefühlvoll und nicht selbstsüchtig; aber wie kam er in dieses Elend?

Ich will antworten in meinem Namen und in seinem: Wir waren gottlos, und darum sanken wir in die Erbärmlichkeit unseres eigenen Wesens hinein. Wir liebten Schönheit und Reinheit, alles aber verwandelte sich in Dreck, als wir uns von den ewigen Urbildern zu den vergänglichen Abbildern wandten und Baal (und Astarte) verehrten statt Gott im Himmel.

Zeit ist „die allgemeine Form für das nacheinander Seiende." Kant meinte, Zeit an sich existiere nicht, sondern sei nur eine Auffassungsform, also eine Art, die Dinge zu sehen.

Nachdem ich jetzt zehn Jahre lang im selben Viertel gewohnt, die selben Strassen gegangen, die selben Menschen gesehen, in den selben Läden gekauft, so habe ich mich auch zu fragen angefangen, ob Zeit existiert. Was mich am meisten in Erstaunen versetzt: ich kann nicht sehen, wie die Menschen altern. Zehn Jahre müssten ihnen doch etwas anhaben, mir aber scheinen sie dieselben zu sein. Die damals dreissig waren, sind jetzt vierzig; die damals vierzig waren, sind jetzt fünfzig und so weiter. Einige haben sich verändert, sind aber nicht gealtert. Die einen sind abgemagert, die andern haben angesetzt.

Ein Mann war fett und ziemlich nachlässig gekleidet gewesen, als habe er niemand, für den er sich kleiden könnte. Plötzlich maskierte und kostümierte er sich um. Er liess sich das Haar schneiden, rasierte sich, zog moderne Kleider an, wurde zehn Jahre jünger. Ich vermutete natürlich, eine Frau stecke dahinter; und so war es.

Nach vier Jahren kam er schlaff, schäbig, gebeugt, langsam daher, als sei sein Leben dem Ende nahe. Ein Jahr darauf war er wieder jung! Eine neue Frau! Jetzt kommt er in Sportanzug, und ist begleitet von tripp, trapp, trull, drei kleinen Mädchen, die ihm keine Ruhe zum Altern lassen. Ich vermute, er ist jetzt sechzig Jahre alt.

Vor sieben Jahren verliess ich eine Wohnung zu ebener Erde. Nach mir zog eine Familie mit zwei kleinen Knaben ein; die habe ich dann sieben Jahre in meinem früheren Fenster gesehen. Ich

kann nicht sehen, dass sie wachsen oder altern; aber vom dritten bis zum zehnten Jahr verändert sich ja das Menschenkind merklich.

Ich treffe auch einen Schulkameraden aus der Jugendzeit, den ich fünfundvierzig Jahre gegrüsst habe. Er ist sechzig Jahre alt, grau natürlich, sich aber sonst vollständig gleich. Dieselbe hohe Farbe, derselbe harte Mund, derselbe gerade Rücken. Er hat seine Frau bei sich, und an der ist das Alter zu sehen. Sie ist eine kleine Dicke, beinahe Greisin, und war doch vor fünfundzwanzig Jahren eine Sylphide von eigentümlichem Reiz. Jetzt frage ich: kann er, der Gatte, diese Veränderung sehen? Ich glaube, er bemerkt sie nicht; ich glaube, Philemon sah nicht, dass Baucis alterte.

Philemon und Baucis! Es war der Traum meiner Jugend, mit meiner ersten und einzigen Gattin und unsern Kindern zusammen zu altern.

Träume sind ja Schäume, jedoch nicht immer. Mit 30 Jahren glaubte ich, das Leben sei aus; so müde war ich geworden nach der Hetzjagd, die ich durchgemacht hatte, seit ich geboren wurde. Mit 40 Jahren nahm ich Abschied von Haus und Leben, Dichtung und Weib. Mit 50 Jahren begannen neue Interessen, ich aber nahm sie vorsichtig hin und packte behutsam für die letzte Reise. Dann aber stürmte das Leben wieder dahin, wilder als je. Als ich schliesslich 60 Jahre erreichte, war ich so todmüde, dass ich Gott bat, meine Seele zu nehmen. Es war zu stürmisch auch für mich, der ich Windstille nicht geliebt hatte.

Aber ich lebe! Frage jedoch jeden Tag: Wie lange, Herr? Geht es nie zu Ende?

„Der Inhalt der Zeit teilt sich in drei Begriffe: das Vergangene, das Gegenwärtige, das Künftige," sagt der Philosoph. Aber die Erfahrung kann keine Grenze ziehen zwischen den dreien. Und ich lebe ebenso intensiv in der Vergangenheit wie in der Gegenwart. Das Vergangene währt für mich gerade jetzt, ist also gegenwärtig. Futurum wird und ist Präsens. Aber ich kann auch in mehreren Zimmern, auf mehreren Ebenen gleichzeitig leben. Ich sitze da und dichte, habe die Handlung an einen angenommenen Ort verlegt; die Feder schreibt, gleichzeitig aber bin ich am Schreibtisch, empfange den Dienstboten, antworte auf eine Frage; und zur selben Zeit bin ich in Gedanken bei meinem jüngsten Kind. Ich kann auch verschiedene Alter in mich aufnehmen und illusorisch Gefühle und Stimmungen aus allen Epochen meines Lebens wiedergeben. Meinem kleinen Kind gegenüber bin ich ein älterer Herr mit viel Weisheit und viel Verzeihung; meiner Schwiegermutter gegenüber bin ich ein unverständiger Junge, der Schelte kriegt, dass es nur so hagelt; komme ich mit meinem ältesten Bruder zusammen (der vier Jahre älter ist), so bin ich der kleine Bruder, kann nie etwas anderes werden. In diesen Tagen sagte er plötzlich: Du kleiner Johan (ich bin einen Kopf grösser als er), das darfst du nicht wieder tun! — Als ich lächelte, fiel er mir ins Wort: Jetzt lächelst du genau so wie damals, als du acht Jahre alt warst! Du bist jetzt mit sechzig Jahren noch derselbe; ebenso ungeduldig, ebenso usw. — In diesem Augenblick fühlte ich mich ihm gegenüber acht Jahre alt.

Aber ich habe auch einen jüngeren Bruder, der einige Male kommt, um mich zu begrüssen. Dann bin ich der Herr. Ich gebe ihm gute Ratschläge, auch kleine Geschenke, darf ihn Pelle nennen;

das lässt er sich aber nur von mir gefallen, von andern duldet er es nicht, denn er ist fünfundfünfzig Jahre alt und Direktor.

Dann kommt etwas anderes: meine ältere Tochter, sechsundzwanzig Jahre alt, verheiratet. Wir behandeln einander wie Kameraden, Gentlemen; erteilen einander keine Ratschläge, unterhalten uns nur. Zuweilen finde ich, sie als verheiratete Frau sei älter und habe mehr Sicherheit als ich, denn ich habe einen unbändigen Sinn und vergebe manchmal etwas meiner Würde. Dann aber sehe ich in einem Augenblick ein kleines Kind in ihrem Auge und erinnere mich, wie ich sie wie eine Puppe auf meinem Arm getragen habe; dann werde ich plötzlich alt.

Wie bin ich denn gegen meine Gattin?

Ja, das ist eine verwickelte Geschichte.

Wenn ich mich einem Weib in Liebe nähere, so ist es von unten. Ich sehe in ihr einen Teil der Mutter, und vor der habe ich Respekt; ordne mich ihr unter, werde kindlich, knabenhaft, und komme auch unter sie, wie die meisten Männer. Weiss nicht, wie wohl ich ihr will; habe aber eine ungeschickte Hand, mache Dummheiten in guter Absicht, verletze mit meinem Geschenk, bekomme Schelte und werde etwas lächerlich.

Ihre Schönheit imponiert mir; ich habe eine Neigung, zu verschönern, mehr zu sehen, als da ist; stelle sie auf ein Piedestal. Damit wird sie gleichsam älter als ich, obwohl sie jünger ist; und wenn sie mich wie einen Jungen behandelt, so fühle ich nicht mein Alter, aber sie verliert ein Übergewicht.

Wenn ich dann meiner Herrin gedient habe, indem ich sie jedoch beständig verstehen lasse,

dass sie die Macht über mich von mir bekommen hat, und wenn sie dann ihre Macht missbraucht, dann erwacht der Löwe und ein Gebrüll ertönt.

Eigentümlich ist, dass dies sie nicht erschreckt; vielmehr sagt sie nur: du bist so klein, wenn du so bist!

Diese Sicherheit kann ich nicht anders erklären als aus dem Gefühl, dass sie Mutter ist, und ich, wie alle Männer, nur das Kind für sie.

Das einzige, was ihr imponiert, ist Güte, Grossmut, Nachsicht. Wenn ich nur nicht sage: So hast du damals gesprochen! Und wenn ich fünf gerade sein lasse, durchstreiche und weiter gehe, so hat sie mich gern, bewundert mich beinahe, denn sie selber ist nachtragend.

Das ist ja eigentlich hübsch; aber ich bin es doch, der sie erzieht, indem ich die Tugenden übe und zeige, die ihr fehlen. Aber sie glaubt, sie erziehe mich mit Bosheit, aber das tut sie nicht!

Es ist ein Zusammenleben in Illusionen, aber mit Wirklichkeit in den Ergebnissen.

Ich habe sie zehn Jahre gesehen, und sie ist wohl gealtert; ich merke es, wenn ich nachforsche, aber ich sehe es nicht, und das verändert meine Gefühle nicht. Alles kleidet sie: mager sein und fett sein; ein Kind unter dem Herzen tragen und es nicht tun; fröhlich sein und traurig sein; aber am besten von allem kleidet sie, ihr kleines Mädchen abends schlafen legen. Dann hat die Mutter kein Alter, dann ist sie vollkommen schön, dematerialisiert, und kann nicht mit so engen Begriffen wie Zeit und Raum aufgefasst werden.

Wenn ich mich frage, wie alt ich bin, so weiss ich es nicht. Das hängt davon ab, mit wem ich spreche. Zuweilen aber habe ich das Gefühl, als sei ich viertausend Jahre alt; als habe ich die

ganze Weltgeschichte erlebt; als habe ich immer existiert.

Und wenn ich sterbe, dann soll ich ja wieder geboren werden wie ein Kind! Heraklit hat das am besten formuliert: „Die Menschen sind sterbliche Götter, und die Götter unsterbliche Menschen; wir leben ihren Tod und sterben ihr Leben. — Sowohl Leben wie Tod sind so in unserm Leben vereinigt wie in unserm Tod; denn wenn wir leben, sind unsere Seelen tot und in uns begraben; aber wenn wir sterben, erwachen unsere Seelen und leben."

Alte Leute werden kindlich, und wenn wir Fünfzigjährige und Sechzigjährige uns zum Fest treffen, merken wir nicht, dass wir alt sind. Da ist graues und weisses Haar, aber wir sehen es nicht, denn es ist nach und nach gekommen; wir lieben Scherz und missbrauchen die Weisheit nicht; wir haben das Schlimmste hinter uns; wir haben gesäet und bestellt, jetzt feiern wir lauter Erntefeste, nachdem die Saat geborgen ist.

Nachdem er aus dem Paradies mit dem Weinkeller ausgetrieben war, mietete Alphons ein Reitpferd, auf dem er sich jeden Morgen vor dem eisernen Gitter des Lustgartens zeigte. Teils um sie den Anblick von „sich" geniessen zu lassen (ich gebrauche das Wort sich, weil es Reflexivum ist), teils um dem Mann zu zeigen, wie uninteressiert seine Gefühle seien. Er verlangte nichts. (Nur sich zu zeigen.)

So verging einige Zeit.

Der Mann stand eines Morgens am Fenster und las das Thermometer ab. Da hatte er einen Anblick!

Alphons kommt angefahren, in einem Dogcart kutschierend, und neben sich hat er die jüngste Tochter des Mannes.

Der Mann warf einen Blick auf sein Mausergewehr, ging aber erst zu seiner Frau und sagte:

— Jetzt hat er auch mein Kind gestohlen!

Die Frau antwortete:

— Der Arzt hat Maria Morgenpromenaden verordnet, am besten im Wagen, und als Alf — ich meine Alphons . . .

— Stiehlt er auch das Kind, dann muss ich ihn erschiessen — und mich!

— Das ist doch unschuldig, antwortete die Frau.

— — — — — — — — — —

Die Wagentouren mit dem Kind hörten auf.

Aber aus war es noch nicht.

Eines Tages, zur Besuchszeit, findet der Mann einen Gymnasiasten bei seiner Frau. Er trägt Marschstiefel, an denen Schmutz von der Landstrasse klebt, und zeigt Handzeichnungen.

Der Mann blieb stehen und sah einen Augenblick zu, jedoch nicht etwa abwartend, dass ihm

der Junge vorgestellt werde. Da war Das gekreuzigte Weib, Die Schöne und das Tier, Werther und Lotte, Dante und Beatrice — ein ganzes Tendenzalbum.

Und auf dem Tisch lag ein Buch: das war natürlich George Sands „Indiana“; deren Mann unterdrückte sie so, dass sie keinen Liebhaber haben durfte, solange sie verheiratet war.

Am nächsten Tag kam der Gymnasiast wieder, und am dritten auch.

— Wer ist dieser Schuljunge? fragte der Mann, als das Zimmer wieder leer geworden war.

— Das ist kein Schuljunge; er will Künstler werden.

— Will werden . . .

Der Mann schlug den Deckel von „Indiana“ auf. Da stand Alphons' Name.

— Es ist also Alphons' jüngster Bruder, der als Kuppler benutzt wird?

Beim nächsten Besuch wurde die Tür nur wenig geöffnet: der Junge mit seinen Marschstiefeln verschwand in einer Wolke von Staub und mit einem Gepolter, als habe der Blitz ins Treppengeländer eingeschlagen.

Darauf wurde eine Sicherheitskette an die Entréetür gelegt.

Dieser geborene Grossdieb konnte niemals aus seinem Diebstraum erwachen; er stahl Frauen, lieh Kinder, borgte Geld von der Frau, pumpte Stall und Wagenremise, wurde hinausgeworfen, war aber so schamlos, dass er zurückkam. Seine Verblendung war so grenzenlos, dass er schliesslich in diese verrückte Lage geriet.

Ein Mann hatte sich von seiner Frau getrennt, weil er ihr die Freiheit, von neuem wählen zu können, wiedergeben wollte. Alphons hatte auf seine Art für die junge Frau geschwärmt und war

mit dem Mann befreundet gewesen, war auch nicht ohne Schuld an der Scheidung.

Jetzt wirft er sich über die Befreite, aber nur, um sich lange Abende mit wenig intelligenten Gesprächen, mit Whisky und Tabak, in ihrer schönen Wohnung zu vertreiben. Als sie das merkte, wählte sie sich einen andern Freund.

Und als Alphons eines Abends sein Whiskyglas besetzt fand, fiel er zusammen, bekam Selbstmordmanie, wurde nach einem Sanatorium geschickt, kam wieder heraus. In seiner Not und in seinem Bedürfnis, sich zu beklagen, sucht er seinen früheren Freund auf, den geschiedenen Mann.

Der hatte bereits seine Gefühle gerettet, indem er sie auf eine andere Person übertrug, konnte sich aber nicht das Vergnügen versagen, einer Szene beizuwohnen, wie sie kaum ein Theater bietet.

Er liess den ungebetenen Patienten wirklich herein, gab ihm Wein und Essen, so dass er gesprächig wurde. Und nun konnte er ihn anhören!

Er hörte, aber sagte nichts, antwortete nichts.

Nach einer Weile musste Alphons gemerkt haben, welches Vergnügen er seinem Freund gewährte; und das war nicht seine Absicht. In dem Schweigen begann es in seinem Verstand hell zu werden; er sah, dass er sich lächerlich gemacht hatte, und mit einer letzten heroischen Anstrengung warf er sich wieder in den Sattel und bat um einen Freundesrat:

— Findest du, ich muss mich erschiessen?

— Gewiss musst du dich erschiessen! Das hättest du längst tun sollen, antwortete der Mann.

Damit war alles gesagt, und Alphons verschwand mit einem schlechten Abgang im Dunkel der Nacht.

Aber wecken liess er sich nicht.

Gegenwärtig geht er mit der Braut eines andern, stellt sie bloss, verdirbt sie. Aber einmal jährlich spricht man davon, Alphons habe sich mit einer bekannten Dame verlobt. Er widerlegt das Gerücht, fühlt sich aber geschmeichelt, dass man ihn in Verdacht gehabt hat.

An dem Tage, an dem er sich verheiratet, werden alle Opfer jubeln, und am Hochzeitstag werden sie im Chor ein Gebet sprechen: Es geschehe Gottes Wille! Jetzt bekommt er sein Teil!

LIEBEN HAT SEINE ZEIT, HASSEN HAT SEINE ZEIT

Man kann sehr wohl einen Menschen zur gleichen Zeit lieben und hassen; und zwar ist das ein gewöhnlicher Fall, obwohl einfache Gemüter ihn nicht beobachten, sondern aus Bequemlichkeit im Alltagsleben Brüche kürzen, mit angenäherten Werten arbeiten; mit einem Wort summarisch leben, denn dabei fühlen sie sich am wohlsten.

Ich habe zum Beispiel einen Freund, der mir im allgemeinen sympathisch ist; aber er besitzt einige verabscheuungswerte Eigenschaften, die ich ja von der Person nicht absondern kann; und wenn ich diese hässlichen Seiten sehe, so hasse ich den ganzen Mann; das heisst: ich reagiere gegen seine hässlichen Züge, und ich werfe ihn aus meinem Gedanken hinaus.

Ich kann zu Hause sitzen und ihn mehrere Stunden lang hassen. Dann kommt er selber mit seinen schönen Seiten und grossen Verdiensten, und mein Hass ist vergessen, ausgetilgt. Das ist ja, wie es sein soll!

Ich habe einen andern, sehr jungen Freund. Er ist mir sehr ergeben, ich kann mich auf ihn bis in den Tod verlassen, nur in einem Punkt nicht: da macht seine Jugend ihn so etwas wie klassenbewusst. Wir haben dieselben Sympathien in Politik, Religion, Literatur, Kunst, also in den Hauptfragen des Lebens, und da ist er wahr und zuverlässig. Aber sobald ich mich über einen jungen Menschen beklage, lügt er und ist treulos. Handelt es sich um ein junges Weib, so ist er fanatisch und hasst mich in diesem Augenblick, obwohl er mir sonst durchaus ergeben ist.

Ein Mann kann ein Weib lieben und ihr Freund

sein; sobald es sich aber um Frauen handelt, ist nicht mehr mit ihr zu sprechen, lügt sie frech zu deren Vorteil, lässt sich nicht aufklären, leugnet die Tatsache.

Ganz wie Soldaten, Gefangene, Dienstboten. Männer halten nicht gegen die Frau zusammen, eher das Gegenteil; darum kann sich die Frau in allem Wetter auf ihren Mann verlassen; er aber kann sich nicht auf sie verlassen, sondern fühlt wohl, dass er seine Feindin zur Bettgenossin hat.

Ich denke mir ein Zusammenleben zwischen König Lear und der sonst liebenswürdigen Cordelia.

Cordelia kommt zu Besuch; der Alte umarmt seine liebe Tochter, und sie beantwortet seine Zärtlichkeit, denn sie liebt ihren Vater. Sie sprechen von allen Dingen der Welt, von Blumen und Schmetterlingen unter anderm. Dann aber kommt ein Augenblick, da der Greis sich über die schrecklichen Schwestern beklagen will. Das sind ja Frauen, und Cordelia schlägt um, sucht sie zu entschuldigen, zu ihren Gunsten zu sprechen; mit einem Wort, stellt sich auf die Seite der Schuldigen.

Da wird der Alte wild! Und sie trennen sich. Um sich wieder zu treffen, aber ohne von Goneril und Regan zu sprechen.

Cordelia liebt ihren Vater über alles auf Erden, aber als Tochter — als Weib hasst sie ihn!

Ich habe oft über die hässlichen Seiten meiner Freunde geschrieben, und man hat mich deshalb für falsch und treulos gehalten. Ich habe Vorwürfe hören müssen, mir selber Vorwürfe gemacht, lange Zeit darunter gelitten, mich selber bestraft.

Wenn aber einige Zeit vergangen ist, ich über die Sache nachgedacht, gesehen habe, dass kein Schaden geschehen ist, so habe ich gefunden: dass ich recht gehandelt, da ich das Hässliche bei den Freunden und mir selber fortgeschrieben habe. Sie haben sich geändert; ich habe mich geändert; und ich habe sowohl für ihre Fehler wie für meine eigenen gelitten, ohne mit ihnen brechen zu müssen.

Ich habe sie auf eine Art noch immer gern, aber das können die Menschen nicht begreifen.

— Du hast so über ihn geschrieben: den kannst du doch nicht lieben.

— Doch, antworte ich; den man gern hat, will man vollkommen haben; und ich liebe sein besseres Ich, aber hasse sein schlechteres. Ich habe Platz für zwei oder mehrere Gefühle auf einmal!

Und wenn ich über meine Lieben nachdenke, so haben sie das Gleiche getan. Haben sie nicht geschrieben, so haben sie gesprochen; und das ist ebenso wirksam, äusserlich wie innerlich! Einige haben Schriften inspiriert, und die haben sich am wenigsten über mich zu beklagen.

Alle Menschen sind ja mehr oder weniger bange um ihre Gefühle und zeigen sich deshalb etwas schlechter, als sie sind.

Da der Schöpfer der Frau ein noch grösseres Schamgefühl als dem Mann gegeben hat, so verbirgt sie sich ja besser als der Mann; und das begreift er schwer.

Eine Frau dahin zu bringen, dass sie ihre Liebe bekennt, ist eine langwierige Aufgabe, die des Mannes Geduld auf eine so harte Probe stellt, dass er zuweilen müde wird.

— Sie antwortet ja nein!

— Aber sie meint ja!

— Das verstehe ich nicht!

— Du musst nicht fragen; sie will erraten werden!

— Aber ich kann sie doch nicht mit meinen vermessenen Gedanken verletzen; die würden ja eine Selbstliebe verraten, die ich nicht besitze. Wenn sie mit mir spielt, so stehe ich wie ein Narr da!

— Fühlst du es nicht, ob du ihre Gefühle besitzest. Spielen tut sie nicht! Sie ist schamhaft! Sie ist nicht bewusst, sie will dich prüfen, ob deine Liebe ein Nein überlebt! Sie weiss nicht, ob sie dich liebt, denn dieses Gefühl unterliegt nicht dem Nachdenken, kann nicht recht Gegenstand für das gesprochene Wort werden. Das gesprochene Wort ist oft ein Feigenblatt geworden, das die Scham verbirgt. Wenn du fragst: Lieben Sie mich, wollen Sie meine Gattin werden? Weisst du, was du da berührst? Du fragst ja, ob du sie erst küssen darfst und dann ... und dann ... und dann ...

Das ruft ja bei ihr Bilder von unendlicher Perspektive hervor, die sie erröten lassen; und

schliesslich verbirgt sie ihr Angesicht an deiner Brust, um ihr Erröten nicht zu zeigen! Das ist ja sehr schön und lobenswert, ist kein Spiel!

Sprechen kann gefährlich sein. Dinge können schön getan werden, die hässlich gesagt werden. Mit einem wirklichen Weib kannst du in ehelicher Verbindung leben, ohne dass das Wort genannt ist, ohne dass du erfährst, welchen Namen sie dafür hat.

Ein älterer Mann sagte einmal zu jungen Leuten: Ihr schwatzt von dem, das ihr nicht versteht. Gatten leben ja wie Gatten, ohne dass sie sich so stellen oder davon sprechen. Und eines Tages kommt ein kleines Kind unter der Bettdecke hervor. Davon ist nicht zu sprechen.

Ein gesprochenes Wort kann wie eine Beschwörung wirken! Es kann Dämonen heraufbeschwören, kann aber auch die Verzauberung lösen! Und das letzte kann zuweilen notwendig sein. Man muss eine Dynamitpatrone auf die Eisenbahnschiene legen, wenn der Zug vor einer Gefahr halten soll. In Kriegszeit sprengt man Brücken in die Luft, um den Übergang zu verhindern. Aber das sind Notfälle, denn man kann sich selber den Rückzug abschneiden!

Es kann gefährlich sein, von dem Verhältnis zu sprechen, auch von den Gefühlen. Liebende geben der Sicherheit wegen Szenen aus ihrer Biographie. Sprechen gern von der Zukunft, dem Kommenden; auch von gleichgültigen Dingen, Bagatellen, nur um dem gefährlichen Thema, ihrem Verhältnis, auszuweichen. Und an dem Tag, an dem sie über ihr Verhältnis nachzudenken anfangen, ist der Weg geöffnet zum Unseligen. Sie gehen voneinander, um sich nie wieder zu treffen, wie sie meinen; das geschieht aber nur, um zu verbergen, was sie gesagt haben; um die

erste naive Stimmung, die kindliche Sorglosigkeit, wiederzugewinnen. Das Gewebe, das die beiden gewebt haben, ist so fein, dass man es mit dem Fadenzähler nicht sehen kann; es hat weder Prüfung noch Vergrösserung nötig; es wird nur empfunden wie ein Spinngewebe draussen im Wald, das sofort ein grauer Fetzen wird, wenn man es mit der Hand anfasst.

Gatten entdecken bald, oder nicht bald, dass man in der Vergangenheit nicht herumstöbern darf; und dass es am gefährlichsten ist, Äusserungen zu zitieren, die der andere früher einmal getan hat. Man kann einander damit unrecht tun, denn was „damals gesagt“ wurde, kann bereut, wieder gutgemacht, annulliert sein.

Zuweilen aber, wenn durch Rücksicht und Nachgeben sich eine Menge falscher Werte angesammelt haben, dann muss man Bücherabschluss machen, alle fingierten Posten streichen, Schulden bezahlen, die Konten berichtigen.

Gewitter reinigt die Luft, kann aber auch einschlagen und zünden! Diese Gefahr muss man laufen, sonst kann man eines Tages in einem Lügenturm sitzen, der beim Einstürzen nichts hinterlässt als einen öden Platz mit Unkraut, auf dem Schweine weiden und Schlangen gedeihen.

Mit der angeborenen Ehrerbietung, die jeder Mann vor der achtenswerten Frau empfindet, habe ich in diesem Buch den veredelnden Einfluss, den die Liebe auf den Mann hat, zu erklären versucht. Ich versuchte uns Männern unrecht zu geben und glaubte einen Augenblick, das Schöne und Gute emaniere von dem eigenen Wesen der Frau.

Während dieser Versuche, auf die ich mich nicht ganz verliess, las ich in meinem christlichen Andachtbuch ein Kapitel mit der Überschrift: Vorgeschmack der ewigen Glückseligkeit. Der Autor sucht den erst in der Kindheit, findet aber nichts Nennenswertes. Kommt dann auf die Jugend und die erste Liebe. „Erde und Himmel wurden schöner bei den unsagbaren Gefühlen, die damals dein Herz in Bewegung setzten. Der Gegenstand deiner Liebe war dein einziger Gedanke. Alles, was damit vereinigt war, erhielt einen höheren Wert. Du tratest wieder in das Paradies deiner Kindheit ein, aber mit neuen Gefühlen und neuer Denkart. Jetzt schien dir alles göttlicher zu sein als früher. Welche höheren Tugenden fandest du nicht bei der Geliebten. Wie oft hieltest du dich nicht, in deiner Demut, aller Gegenliebe für unwürdig! Wie lieblich war nicht oft sogar dein Kummer, wieviel Trost lag nicht in deiner Qual. Welche edlen Entschlüsse entstanden nicht während dieser seligen Zeit in deiner Seele; wie tief schämtest du dich nicht wegen jeder Ungehörigkeit, wegen jeder Unart!“

Dann kommt die Wendung!

„Ich war glücklich! Aber mein Glück kam nur von einem Rausch der Einbildung, einer törichten Selbstverblendung. Ich erwachte nur allzu schnell aus meiner Täuschung und sah bei ruhigerer Ge-

mütsverfassung ein, dass alle die ausgezeichneten Eigenschaften, die ich während des Traumes bei dem Gegenstand meiner Liebe bewundert hatte, in Wirklichkeit entweder fehlten oder nur in geringem Mass vorhanden waren!"

Da kam es also!

„In deiner eigenen Brust lag das Himmlische, das du deiner Liebe widmetest, und du übertrugst nur dessen Bild auf den Gegenstand deiner Liebe!

„Du liebtest das Vollkommene, die reine Tugend, den Reiz der Güte, die Hoheit der Treue."

„Du liebtest und verschönertest selbst die Mängel der Geliebten."

Darauf fragt der christliche Verfasser:

„Wenn nun das Erwachen der Liebe eine neue Äusserung von der Unschuld des Kindes ist, von der Achtung und Ehrfurcht vor dem Göttlichen in der menschlichen Natur, warum hast du neben der Täuschung, die dich betörte, auch die glücklich machende Liebe zu dem Göttlichen und Vollkommenen von dir abgetan?"

Darauf kann ich, und viele mit mir, antworten: Als wir entdeckten, die grosse Liebe sei eine Täuschung, schlossen wir daraus, alles andere, das weniger wert ist, sei eine noch grössere Täuschung! So gaben wir die Hoffnung auf, dass wir das finden würden, was wir suchten. Wurden für einige Zeit untätig und gleichgültig: Was hat es für einen Zweck, sich anzustrengen, wenn man doch wieder getäuscht wird?

Aber die Sache hat auch eine andere Seite. Wie fühlt sich das Weib, das der Gegenstand der gewaltigen Liebe eines Mannes wird, der sie, wie sie weiss, nicht entspricht? Lächelt sie über seine Halluzination, hält sie ihn für dumm, untergeordnet, weil er sich so leicht anführen liess?

Das böse Weib lacht heimlich, davon bin ich

überzeugt. Sie verachtet ihn in Wirklichkeit, übernimmt jedoch die Rolle und spielt sie bis zum Schluss, das heisst bis zur Trauung. Dann lässt sie die Maske fallen, und er sieht, dass er in die Hölle gekommen ist, statt ins Paradies!

Das gute oder indifferente Weib, glaube ich, schämt sich vor sich selber, wenn es so verehrt wird, legt vielleicht Fehler ab; empfängt durch Influenz gute Impulse und kann in ihren bessern Augenblicken ausrufen: „Ich bin nicht die, für die du mich hältst; du überschätzest mich!"

Das glaube ich bloss; denn es von einem Weib wissen, ist unmöglich, weil sie nichts von sich selber weiss, aus dem Grund, weil ihr Selbstbewusstsein fehlt.

Aber mein christlicher Verfasser soll das letzte Wort haben:

„Wenn du den beständigen Trug hier unten entdeckt hast, warum wendest du deine schönsten Gefühle und Hoffnungen nicht nach oben, in den Weltenraum hinauf, nach der anderen Seite? Suchst das Transzendente, steigst über das Vergängliche, Mangelhafte hinauf, das dir doch einen kleinen Vorgeschmack von dem Unvergänglichen gab, indem es zeigte, welche Hilfsmittel du in dir selber besitzest?"

Und ich setze bloss hinzu:

Vielleicht soll das Schöne und Gute, das ihre Gegenwart bei dir weckt, in ihren Schoss niedergelegt werden, um in einem kleinen Kind geboren zu werden, dessen Seele dann ein Ebenbild und ein Depositum des Göttlichen wird, das in dir vorhanden war!

Das ist ja der Weg zur Veredelung des Menschengeschlechts, welcher der Zweck der Liebe ist! Dann wird ja die Täuschung Nebensache, wenn nur der Zweck erreicht wird!

DIE WIRKLICHKEIT IST NUR ILLUSION

Es ist unbegreiflich, dass die Menschen (wir) meist davon überzeugt sind, dass die Materie oder die Wirklichkeit das einzig Reelle ist. Wir werden unaufhörlich gefoppt, wenn wir nach der Wirklichkeit greifen: sie rinnt fort, löst sich auf, verschwindet, und doch greifen wir danach.

Es gibt ja keine Illusion, so gross wie die Wirklichkeit. Heute öffnet sich der Himmel, und wir sehen einen Engel in Gestalt eines Weibes niedersteigen und uns trösten, uns veredeln, und wir legen wieder Wert aufs Leben. Dann gehen wir zu einem Diener des Herrn, legen den Eid der Treue ab, empfangen den Segen. Pardauz! Dann erwachen wir an der Seite einer fremden Furie, die uns vollständig unbekannt ist und deren Liebe der Beschreibung eines tödlichen Hasses entspricht. Wir fahren dennoch fort, unsere Todfeindin zu nähren und zu pflegen, wenn sie uns auch jeden Augenblick des Tages verrät. Wo ist der Engel geblieben? Der ist nirgendswo geblieben, denn er war gar nicht vorhanden. Es war eine Halluzination, hinter der keine Wirklichkeit stand.

Dann wird ein kleines Kind geboren; das ist mit vier Jahren ein Engel, um es bis zum fünften zu bleiben. Aber eines Tages kommt die Klage von Nachbaren, der kleine Engel habe ohne Veranlassung ein anderes Kind gebissen. Wir leugnen es, aber Zeugen bestätigen es. Und so weiter, und so weiter!

Ein armer Mann wird eines Tages reich. Er kauft sich ein Haus in der Stadt und ein Gut auf dem Lande. Jetzt beginnen seine Sorgen. Die Mieter in der Stadt belagern seine Wohnung und verlangen Reparaturen; das Dach leckt, die Öfen

müssen umgesetzt werden, Fensterhaken fehlen, die Wasserleitung versagt, Hof und Strasse werden vernachlässigt usw. Auf dem Gut hat der Pächter ein schlechtes Jahr gehabt, kann die Pacht nicht bezahlen; er hat auch ohne Erlaubnis Wald niedergehauen: Prozess, Gericht, Advokaten, Haussuchung. Usw.

Was ist denn Reichtum? Mehr Einkünfte, mehr Ausgaben, plus mehr Sorgen, was ein minus ist.

Der Ehrgeizige hat schliesslich nach sieben Höllen die Höhe erreicht und ist gekrönt worden. Er ist der Erste, wird König genannt und hat alles erreicht! Da steht morgen ein neuer König auf und wird gekrönt. Der alte wird allerdings nicht für abgesetzt erklärt, ist aber in den Schatten gestellt! Er schwindet dahin, wird blass, weint, fühlt sein Ende nahen, und ist auch bald zu Ende!

Oder so, etwas realistischer.

Er ist einige Zeit von seiner Furie entfernt, und sie beginnt ihm vor Augen zu schweben. Eine Sehnsucht erfasst ihn, sie wiederzusehen, ihre Jugend, ihre Schönheit . . . Dann kommt sie!

Als er sie erblickt, fasst er sich ans Herz, weiss nichts zu sagen . . . die Enttäuschung war zu gross. Und als sie es merkt, wird sie wieder die Furie!

Die Wirklichkeit war ja nichts, nur die Vorstellung war etwas. Denn als sie gegangen ist, kommt die Vorstellung wieder zurück, und an die kann man sich halten; die überlebt die Wirklichkeit, die ja nicht existierte. Aber all dieses, das nicht existierte, konnte man ja anfassen, wahrnehmen, sehen, hören; dann sind ja unsere Sinne trügerisch, und nur unser inneres Wahrnehmen ist verlässlich.

Unsere Gedanken über Gott, den wir nie gesehen haben und nie sehen werden, ist das Hand-

greiflichste und Zuverlässigste von allem! Und Gottes Existenz wird Gegenstand der Erörterung, während man die scheinbare Wirklichkeit als ein Axiom hinnimmt!

„Das Leben aus demselben Zeug wie unsere Träume!“ — „Ein Märchen, erzählt von einem Irren!“ (Shakespeare.) Die Wirklichkeit ist nur Illusion, und die Illusionen (die Ideen) sind Wirklichkeit!

Schon Plato-Sokrates benutzen das Wort astral von unserer Körperseele, und ich nehme das Wort auf, das die Theosophen wieder in die Sprache eingeführt haben.

Ich habe früher von telepathischen Verhältnissen erzählt, die zwischen Menschen feinerer Konstruktion vorkommen. Und ich hatte es wahrscheinlich gefunden, dass die Körperseele durch Äthervibrationen Übertragung zustande bringt. Besonders verstärkt sich dieser Rapport über einer Wasserfläche bei Zimmerwärme. Jetzt kann ich hinzufügen, dass diese Ströme, die sich in einer Art Wahrnehmung zwischen Duft und Geschmack äussern, bedeutend verstärkt werden, wenn ich schnell eine Tür öffne oder in die Nähe eines warmen Ofens komme.

Das würde ja stimmen mit der Auffassung, die Aristoteles vom Äther hatte: verdünnte Luft. Oder die Luft ist verdichteter Äther, das Wasser verdichtete Luft, die Erde verdichtetes Wasser. Das ist auch Swedenborgs Meinung; doch hat er die Theorie weiter ausgeführt.

Indessen hat die neuere Chemie angenommen, jedes Molekül sei von Äther umgeben. Und als man über den Dezimalbruch der Atomgewichte verdutzt war, griff man zu der begreiflichen Vermutung: „bei chemischen Reaktionen werde ein Teil des Äthers zur wägbaren Materie verdichtet oder Materie zu Äther verdünnt.“ (Rosenbergs Chemie S. 93.)

Wärme, Licht, Elektrizität gelten jetzt als analoge Äthervibrationen. Meine Astralströme scheinen sich auch besser in Licht als im Dunkel fortzupflanzen, am Tage besser als in der Nacht, in Wärme besser als in Kälte.

Im Vakuum, im Rezipienten der Luftpumpe, in der Glühlampe muss ja Äther vorhanden sein, und mit dem müsste man neue Experimente vornehmen. Während ich darauf warte, will ich einige Erfahrungen mitteilen, die ich im alltäglichen Leben gemacht habe.

Wenn ein Mann die Aura einer Frau in sich aufnehmen und sich mit ihr zu einem Wesen vereinigen will, so weigert sein Körper sich erst, grobe Nahrung aufzunehmen; er wird mager, sondert Fett ab, verzehrt sich selber; und erst wenn sich seine Gewebe verfeinert haben, besitzt er ihre Körperseele in seinen Geweben. „Du hast meinen Willen bekommen", sagt die Jungfrau im Volkslied.

Und das ist die Wahrheit. Jetzt kann der Mann sie zu sich wünschen, aus der Entfernung ihr fröhliche oder traurige Gefühle einflössen, ihre Schritte bewachen; und sie vermag dasselbe ihm gegenüber.

Die Wechselströme sind im Gang und dulden keine Störungen, darum werden die Liebenden isoliert, isolieren sich selber, und dulden keine Gesellschaft.

Hier will ich eine Beobachtung einschalten, dass Bacchus der Feind der Venus ist, und dass das alte „Venus sine Baccho friget" unwahr ist. Ich spreche nämlich von Venus Urania, nicht von Vulgivaga.

Ein Mann, der sonst, gleich Sokrates, nie trunken wird, wird berauscht von einem Glas Wein in der Nähe seines Weibes; wird so verwirrt, dass er faselt und taumelt.

Sollten die „Äther" des Weines wirklich in Zusammenhang mit dem Äther stehen? (Der Alkohol, das Feuerwasser, wird ja Äther, wenn er des Wassers beraubt wird, glaubt man.)

Ein Geliebter in reiner grosser Liebe hütet sich vor dem Wein aus blossem Instinkt, wenn er sein

Weib behalten will; vielleicht weil ihre Äthervibrationen nicht die des Weins vertragen. Aber der Mann, der eine böse Frau los sein will, kann sie buchstäblich „forttrinken“.

Diese gefährlichen Wechselströme zwischen Liebenden sind sehr empfindlich und äussern sich auf viele Arten. Wenn sie ihre Aura infolge einer Antipathie, die sie überkommt, zurücknimmt, so friert der Mann, aber mit einer unreinen, infernalischen Kälte, ganz wie der, welcher einen lieben Verstorbenen betrauert.

Und wenn sie in Gesellschaft geht, in der fremde Herren sie mit ihren Blicken verunreinigen, wird der Mann von einem Gefühl überfallen, als ob Nesseln seinen Körper verbrennen; er muss sich die Kleider vom Leibe reissen, kaltes Wasser über sich giessen, um sich zu beruhigen und sie.

Ein kokettes Weib, das sich, unschuldig, wie sie glaubte, damit ergötzte, dass sie die Begierden der Männer reizte, fühlte eines Tages diese Nessustracht an ihrem Leib, dass sie die Kleider abwerfen und kaltes Wasser nehmen musste. Aber sie verstand nicht die Ursache, und liess sich nicht aufklären, bis sie von Selbstmordmanie überfallen wurde!

Kokette Frauen sind daher immer nervös, sehen verheert aus, altern schnell, und nehmen ein schlimmes Ende. Damit wagen sie zu spielen!

Wenn man den Strömen einer Frau ausgesetzt ist, meistens während des Schlafes, so kann man sich isolieren. Ein Zufall veranlasste mich, eines Abends ein wollenes Tuch über Achseln und Hals zu werfen; und in dieser Nacht war ich geschützt, obwohl ich die Attacken der Ströme merkte. Dass Wolle isoliert, müsste ja für elektrische Wirkung sprechen, und Jaegers Wollenzeug hätte ja unter den schrecklichen Hypnotismuszeiten als Isolierer dienen können. Ich war Jaegerianer, und

wurde erst ruhiger. Als ich aber meine Seele zu reinigen angefangen, wurde ich von der Wolle gequält und warf sie ab, nahm nur mein Hemd aus Baumwolle.

Ich bin Strömen von Hass ausgesetzt gewesen, die mich zu ersticken drohten, und sich als Geruch von Mortalin äusserten. Das waren die Methoden der Hexen!

Und als ich mir einmal den Hass einer Hexe zugezogen hatte, träumte ich, der Blitz habe in meinen Salon eingeschlagen. Am Morgen fand ich den Rahmen ihres Bildes, das im Salon hing, voller Sprünge, deren Auftreten ich damals nicht erklären konnte, wenn ich sie auch in Zusammenhang mit dem Traum brachte.

Ich habe Grund zu glauben, dass die Körperseele unter gewissen Verhältnissen aus der Hülle austreten und sich fortbewegen kann, buchstäblich nach einem andern Ort. Meinen ersten grossen Fall habe ich in „Inferno“ geschildert. Das war während des Rausches; und der Alkohol besitzt neben gewissen giftigen Kräutern die satanische Eigenschaft, die Sensibilität zu exteriorisieren.

Darum wurde der Rausch von Hexern benutzt.

Und noch heute kann man in den Abendgebeten unseres Gesangbuchs sagen, dass man seine Seele in Gottes Hand befiehlt, indem man ihn um Schutz bittet gegen „glühende Schüsse“, gegen „plötzlichen Schreck“ und vor „dem Sturm der Gottlosen“; was alles ja nur bedeuten kann: böse Einflüsse schlafender Menschen.

Wer darum dem Nachtschrecken, dem Alp, unreinen Gedanken entgehen will, hat nur sich selber zu reinigen durch Mässigkeit, Nüchternheit, Waschung, Selbstprüfung und Gebet!

Das ist erprobt!

UNGLÜCKLICHE LIEBE

Die gewöhnlichste Ursache zu Krankheiten des Gemüts sollen zerstörte Illusionen oder, mit einem andern Wort, getäuschte Hoffnungen sein, unglückliche Liebe eingeschlossen.

Die Seele hat sich aus dem Körper ausgedehnt und sich einer andern Seele aufzupfropfen begonnen; geht diese dann ihres Weges, so nimmt sie die Seele des Unglücklichen mit; der hat sich selber verloren, ist entzwei gegangen.

Aber es gibt für den Leeren eine Art, sich mit einer neuen Seele zu füllen; und die besteht darin, dass er das Göttliche im Gebet sucht. Da wird eine neue Seele in ihm geboren und er ist von neuem geboren, gerettet.

Wer bei dem Bruch einer Liebesverbindung sich nach der Treulosen, die gegangen ist, sehnt, sehnt sich eigentlich danach, seine Seele zurückzuerhalten, sehnt sich nach sich selber; denn, kehrt die Fortgelaufene zurück, gewährt sie keine Befriedigung, kein Glück; das war auch eine Illusion. Aber bei dem unangenehmen Wiedersehen kann durch einen stürmischen Austausch von Worten und Gedanken der Verlassene seine Seele zurücknehmen, sein Eigentum von den feindlichen Bestandteilen der andern trennen und geheilt aus der Begegnung hervorgehen.

Das ist wie eine Erbteilung oder Gütertrennung.

Oft aber dauert diese Krisis das ganze Leben.

Ein Mann ging treulos von einer Frau und sie brach entzwei. Aber ihr schlimmstes Leiden war die Wahrnehmung, dass er mit einer andern Frau ging und ihre Seele besudelte, die er noch mit sich herumtrug. Um den gefährlichen Kontakt zu unterbrechen, peinigte sie ihren Körper durch Wachen und Fasten, brennenden Durst und eis-

kaltes Wasser. Manchen gelingt es, ihr aber nicht! Darum blieb ihr nur übrig, sich das Leben zu nehmen, und das tat sie.

Aber er, der Treulose, musste etwas von seiner Seele bei ihr niedergelegt haben, denn, als sie starb, wurde er schwermütig und schwand dahin; auch verliess ihn seine neue Geliebte.

— Bis in den Tod hat sie ihn geliebt, sagten die Leute.

— Das hat sie nicht getan; sie hat ihn gehasst, aber sie musste ihre Seele wiederhaben, und diese Sehnsucht nannte sie lieben.

Ein schwermütiges Weib im Übergangsalter verheiratete sich mit einem älteren fröhlichen leichtsinnigen Mann, dem es während der Verlobungszeit gelang, durch Feste und Geschenke sie in Humor zu bringen. Sie gehörte zu den Frauen, die, selber schwermütig, Männer suchen, um aufgeheitert zu werden.

Nach der Trauung wurde sie schwermütig, da nicht jeden Abend ein Fest sein konnte. Ihre Schwermut bedrückte den Mann so, dass er wie vernagelt wurde. Und je mehr sie ihm seine Schwermut vorwarf, desto mehr versteinerte er, und schliesslich wurde er stumm in ihrer Nähe. Er nahm die Schuld auf sich, konnte aber die Erscheinung nicht begreifen, dass er in der Gesellschaft aller andern Menschen immer äusserst fröhlich wurde.

Jedoch, er nahm die Schuld auf sich; hatte ein Gefühl, als bedrücke er sie, und als sie es verlangte, gab er ihr die Freiheit.

Nun wollte sie hinausgehen und die Freude in der Freiheit suchen. Sie suchte Gesellschaften auf, bekam einen Verkehr und einen Hof. Aber nach drei Tagen hatte sie einen Menschen satt. Die waren so schwermütig! Und sie jagte sie hinaus, wurde einsam und dachte an Selbstmord.

Da traf sie einen Mann, der viel jünger als sie war, einen Wilden, dessen Humor mehr als fröhlich war, der das Leben liebte und die Lebensfreude verehrte. Das war ihr Fall und sie nahm ihn als Bräutigam.

Nach acht Tagen fand sie sich verlobt mit einem „traurigen, schwermütigen Mann, von dessen Ehe sie weder Glück noch Freude erwartete“.

Sie hatte ihn angesteckt!

Nun hätte sie ja das Geheimnis entdecken müssen: dass sie nämlich ein bodenlos verzweifelnder Mensch war, weil sie das Glück nicht in Arbeit, Häuslichkeit und Pflichten suchte, sondern an unrechtem Ort.

Sie empfand wohl manchmal die Hohlheit der Vergnügungen, durchschaute die Menschen, erhielt keine Illusion von der leeren Freude.

So wurde ein glänzendes Fest für sie veranstaltet, um sie nach der Scheidung zu zerstreuen. Sie hatte die jüngsten feinsten geistreichsten Kavaliere; aber die konnten ihr kein Wort sagen. Sie verstand nicht, was sie sagten. Das ewige Schweigen und die Versteinerung herrschten an ihrem glänzenden Tischplatz.

Nach dem Souper wurde getanzt. Sie ermüdete sofort und setzte sich hin, um zuzusehen. Und da sie zweifelnd und hochmütig aussah, wurde sie hässlich. Darum blieb sie sitzen.

Da öffneten sich ihre Augen und in dem Lieblingstanz Cake-walk sah sie Schlangen gegen Affen figurieren. Als man einen Bostonwalzer tanzte, glaubte sie eine Krankengymnastik zu sehen.

Da lief sie von allem davon, fuhr nach Hause zu ihrem Kind; und dort fand sie, was sie suchte: die Freude, die solide, die dauerhafte.

Ihre Leere hatte alle Menschen schwermütig gemacht, nur das Kind machte sie nicht schwermütig. Das kleine Wesen war unempfänglich für die Schwermut der Mutter; denn es stand noch in Verbindung mit der Sternenwelt; und es allein konnte diese Seele vom Dunkel erleuchten, bis eines Tages die irregeleitete Mutter den kläglichen Vergnügungen der Welt den Rücken kehrte und bessere suchte.

Da begann sie selber Licht zu verbreiten, und schliesslich kam sie so weit, dass sie den Betrübten und Schwermütigen Trost geben konnte.

STÄRKER ALS WIR
(Plus fort que nous)

Sie hassten sich gegenseitig mit Worten und Gedanken; er schlug sie, verbrannte ihr Bild, verleumdete sie öffentlich; sie rächte sich so gründlich, wie sie nur konnte, schlug zurück, verleumdete wieder, liess ihn frieren und hungern, nahm ihm das Kind.

Aber die Verwandtschaft, das Verlangen nach Vereinigung, überlebte die Feindschaft; gegen ihren Willen wurden sie zueinander gezogen; es war, als trügen sie zwei selbständige Wesen unter der Haut, und diese Wesen liebten sich auf eigene Faust, trotz dem Hass der beiden Feinde. Diese geheimnisvollen Wesen teilten eine Art Liebe den Antagonisten mit, die sich wirklich in Eros begegneten und für einige Augenblicke einander das Glück schenkten.

Darum ist wohl die Liebe unabhängig von Vernunft und Abneigung, kann sogar die Scheidung überleben.

Die Theosophen sagen, indem sie an die Reinkarnation denken, dass die Kinder ihre Eltern wählen.

Darum wählt „man" in der Liebeswahl nicht, sondern wird gewählt, ohne Widerstand leisten zu können; und darum auch existiert die Liebe selbständig mitten im Hass und parallel mit der Antipathie.

Es geht über unsern Verstand und unsern Willen!

RÜCKSCHLAG

Man sieht zuweilen, wie der Zorn eines Menschen zur Seite schlägt und sich auf die unrechte Person wendet. Der verheiratete Mann erfährt diese sekundären Entladungen früh und oft, um nicht zu sagen immer.

Sie wollen spazieren gehen; sie hat sich zu dünn angezogen, und sie beginnt zu frieren.

— Dass du mir nicht gesagt hast, wie kalt es ist!

Und er bekommt Schelte! Aber eigentümlich ist, wenn er ihr vorher gesagt hätte, wie kalt es ist, so hätte er noch mehr Schelte bekommen. Und zwar weil er recht gehabt hätte.

Wenn seine Frau in den Laden geht, um einzukaufen, wartet der Mann am besten draussen. Geht er mit ihr hinein, und der Kaufmann ist nicht entgegenkommend, so bricht es nicht los über den Schuldigen, sondern über den unschuldigen Gatten.

Wehe dem Mann, der eine untreue Frau hat! Wenn der Liebhaber sie schlägt, so rächt sie sich an dem Mann. Es war seine Schuld!

Man kann in Gesellschaften sehen, wie der Beleidigte nicht auf den Beleidigenden böse wird, sondern auf einen ganz andern, der mit seinem Blick oder einem Lächeln seinen Beifall zu erkennen gegeben hat. Das kann jedoch vernünftig sein, denn das tückische Lächeln kann mehr verletzen als ein freies Wort.

Das erinnert an Rückschlag bei Entladung von Gewitterwolken.

Sie ist eine sehr unsympathische Frau, man kann ganz gut sagen, eine abscheuliche Person, aber sie wird geduldet, weil ihr Mann liebenswürdig ist. Um einen Verkehrskreis zu haben, macht sie sich an namhafte Leute heran, geht weite Wege zu ihnen, und wenn man aus Mitleid mit ihr und dem Mann sich dem Verkehr anschliesst, so wird verbreitet, man liege ihr zu Füssen. Sie glaubt es selber!

Aber, über fünfzig Jahre alt, trägt sie die Signatura rerum auf ihrer furchtbaren Gestalt: ein Ungeheuer, das bei Beginn des Zusammenbruchs und am Rand des Grabes noch kokettiert, im Glauben, Charme über junge Männer zu besitzen.

Das Haupt der Partei gilt in den höheren Gesellschaftsschichten für mächtig, aber er selber weiss, dass er unschädlich ist, denn die Partei ist nicht einig, und er ist der Gehorchende, der Hörige.

Nur in den Augenblicken, da die Oberklasse ihn fürchtet, bekommt er eine flüchtige Illusion, dass er etwas sei.

Ein anderer Parteichef wusste nicht, wie gross er war; glaubte, verachtet zu sein, lebte in Missmut und Demütigung, während er gefürchtet und bewundert war.

Es stand ein junges schönes Mädchen vor dem Käfig der Bären. Sie war es gewohnt, dass alle ihrer Schönheit untertänig waren; darum dachte sie, Menschen und alle geschaffenen Wesen seien lauter Güte.

Sie wollte nun zeigen, wie unwiderstehlich sie auch den wilden Tieren gegenüber sei, und vor

den Zuschauern steckte sie ihre kleine Hand durch das Gitter, wahrscheinlich, damit sie geküsst werde!

— Nehmen Sie sich in acht, er beisst! warnte ein Zuschauer.

— Ach nein, er ist so artig, antwortete die Unwiderstehliche.

Mit einem Ruck hatte der Bär die kleine Hand in seinem grossen Rachen.

Eine Minute sind sechzig Herzschläge, jetzt aber wurden es einhundertzwanzig.

Der Bär hielt fest, während er ihr ins Auge sah; vielleicht sagte er etwas mit dem Blick oder fragte etwas; denn er liess die Hand wieder los, als er in dem schönen Angesicht gesehen hatte, was er wollte!

Sie war hässlich, konnte aber die Illusion hervorrufen, dass sie schön sei. Sie wurde die Schöne genannt; erfuhr es, glaubte es; trat auf als Schöne, und mit der Prätension, es zu sein. Ich hörte sie einmal sagen:

— Fräulein X. ist allerdings süss, aber nicht so wie ich!

Als Schöne wurde sie grausam und missbrauchte ihre Macht. Die Folge war die gewöhnliche.

Eine Zeitschrift enthielt Bilder von den zwölf schönsten Damen der Stadt. Sie war nicht dabei. Da wurde sie böse, und wenn sie böse wurde, wurde sie hässlich. Zugleich verlor sie die Fähigkeit, einen zu blenden, und alle sahen jetzt, dass sie eigentlich hässlich war.

Man fing an von ihrer Hässlichkeit zu sprechen, lich aus ihrer Verblendung erwachte, war die Zeit und es erreichte ihr Ohr. Und als sie schliess- der Jugend vorbei.

DER EGOZENTRISCHE

Das egozentrischeste Wesen, das ich kenne, ist ein kleiner scheinbar unbedeutender Mann, der in der Studentenzeit zu meinen Kameraden gehörte. Als Kamerad war er rücksichtslos, bestand auf seine Rechte, ohne daran zu denken, dass andere auch ihre menschlichen Rechte haben, die von der ewigen Liebe als göttliche Gesetze gestiftet sind.

Um am Tage arbeiten zu können, legte ich mich um zehn Uhr schlafen; sprach mein Abendgebet, in dem ich Gott um das gesegnete Geschenk des Schlafes bat. Wenn ich den ersten heiligen Schlaf eine Stunde etwa geschlafen hatte, wurde ich von meinem Stubengenossen geweckt. Er war nicht betrunken, aber er stiess an mein schwankendes Feldbett, dass es in den Scharnieren knirschte und mich, schlaftrunken wie ich war, zusammenfahren liess.

Ich bat freundlich, er möge mich mit der Marter verschonen.

— Das ist mir egal! antwortete er und fuhr so fort, wie er angefangen, obwohl es nicht notwendig war, an mein Bett zu stossen.

Wir waren arme Studenten und hatten nur zwei Handtücher; ich machte in das eine einen Knoten, um zu bezeichnen, dass es fürs Gesicht sei.

Das „war ihm aber egal", er gebrauchte das eine wie das andere für alle Körperteile, die Füsse einbegriffen.

Ich musste mein Gesicht am Bettlaken abtrocknen.

Dann steckte er das Licht an, stellte es so, dass es mir gerade in die Augen schien, und legte sich hin, um zu lesen. Ich bat ihn, das Licht doch so zu stellen, dass ich schlafen könne.

— Das ist mir egal.

Ich musste aufstehen und das Licht abblenden.

Jede Nacht quälte er mich auf diese Art, ohne an die Leiden zu denken, die er verursachte.

Wenn ich morgens aufstand, schlief er. Ich machte so wenig Geräusch, wie möglich, und nahm mich in acht, dass ich nicht sein Bett streifte.

Ich hatte ein Recht, früh aufzustehen, und es war meine Pflicht. Aber da nannte er mich Despot!

Ich wusste nicht, ob er toll oder dumm oder nur lügenhaft war. Er war verschlossen und tückisch, faul wie eine Schnecke, so genusssüchtig, dass er einen Konflikt mit Vorgesetzten fürchtete; und um etwas Unangenehmes zu vermeiden, spielte er den Albernen. Wenn Kameraden ihm zusetzten, stellte er sich, als verstehe er sie nicht. Wenn jemand ihn um einen kleinen Dienst bat, zum Beispiel weiter zu rücken, um Platz zu machen, fasste er das als Tyrannei auf. Selbst Tyrann, hasste er die Tyrannei, wie alle Tyrannen.

Die Menschen nahmen seine demütige Art nicht für bare Münze, sondern begegneten ihm aufs Gefühl hin mit Verachtung; behandelten die kleine Figur, die sich selber so ernst nahm, als komische Person. Das reizte ihn, und er erklärte, er vertrage keinen Scherz. Doch das war Lüge, denn wenn er einige Gläser getrunken hatte, begann er die Wahrheit zu sprechen. In eine Mischung seiner wohlriechenden Schmeichelei konnte er auf künstlerische Art Satiren einstreuen, die geradezu dämonisch waren, denen man aber nicht beikommen konnte, weil die Schmeichelei sogleich folgte. Dabei bekam er ein neues Auge, rund wie das eines Vogels, mit dem Blick eines Wiesels, und wirklicher, solider Witz ging in Funken von dem sonst einfältigen Mann aus. Man hatte dann

den Eindruck, dass er den Dummen nur gespielt habe.

Er brach die Universitätsstudien ab und wählte eine andere Laufbahn. Träge, tückisch, faul, reizbar, erregte er niemals Vertrauen und kam nicht vorwärts. Klagte immer über seine Vorgesetzten, trat als Märtyrer auf, wenn er seine Stellung verlor. Dann raste er in Rachsucht, lief umher, um Teilnahme zu finden; verleumdete den Brotherrn. Doch empfand man keine Teilnahme mit ihm, weil alle wussten, warum er verabschiedet worden. Nur er selber wusste es nicht, denn in seiner Selbstverblendung hatte er eine andere Ursache als die wirkliche gedichtet. Er kam nämlich morgens zu spät; war aufsässig und eigensinnig; hatte einmal auf einem Fest seinen Chef im Rausch öffentlich beschimpft! Aus Erbarmen wollte ihm das niemand ins Gesicht sagen, und darum konnte er dreissig Jahre seine Legende erzählen. Erst kürzlich hörte ich ihn an einem Tisch seine Weise von der schändlichen Behandlung faseln; wir alle, die wir anwesend waren, wussten, wie sich die Sache in Wirklichkeit verhielt, konnten es aber nicht über uns gewinnen, seinen Lügenturm einzureissen, denn dann wäre er davon erschlagen worden.

Er verheiratete sich auch! Aus Faulheit nahm er ein ungewöhnlich nichtswürdiges Weib aus einem Wirtshaus. Wenn es aus Liebe geschehen wäre, hätte man das Verhältnis respektabel finden können; da war aber nur Hässlichkeit und Liederlichkeit vorhanden. Sie war aus der Unterklasse und hasste seine Schwestern und seine gute Familie; vergiftete ihre Umgebung. Darum wurde sie aus diesem Kreis ausgeschlossen, und nicht weil sie von geringem Stande war. Er aber trat als Rächer auf, brach ein, wo er ausgeschlossen war; kroch hinein, wo er nichts zu tun hatte.

Und er schrieb sogar an Freunde Briefe, in denen er das Lob seiner Frau sang, und verlangte von allen, dass sie seinen garstigen Schatz preisen sollten.

Sie sei die beste Gattin, obwohl zuweilen die Bibel hervorgeholt wurde, damit sie auf der ihre Treue beschwor; sie habe ihn gepflegt, als er krank gewesen (danke! und was ging das uns an!); sie sei eine grosse Frau (die ihn frieren und hungern liess).

Dieser Nebukadnezar verlangte, dass die Menschheit seinen Schmutzgott verehren solle! Und wenn sie nicht wollten, so verfolgte er sie mit Verleumdung, sogar mit Handgreiflichkeiten.

Als die Schwestern einmal von Mitleid ergriffen wurden und den Geächteten ihre Türen öffneten, hatten sie es bald zu bereuen. Sie wurden gebissen, und ihre Ehre wurde gekränkt.

Eines Tages kam er in höchster Wut zu mir, als wolle er jemand töten!

— Kannst du dir das denken! Kannst du dir das denken! Die Teufel sagen, Fina trinke! Ich werde sie niederschiessen.

Nun wussten er und ich, dass Fina sowohl in der Küche wie in Gesellschaft ein Gläschen trank. Er wusste es, aber es musste Lüge sein!

Als er eine halbe Stunde gerast hatte, wurde ich des lügnerischen Geredes müde; doch mit einem Rest von Barmherzigkeit, die er nicht verdiente, warf ich ein neues Licht auf die Sache.

— Nun, wenn Fina, die am Herd steht und die Treppen scheuert, wirklich ein Gläschen zum Essen trinkt, so ist das ja unschuldig oder gleichgültig. Und wenn die andern das erzählen, ohne die Gläschen zu zählen, so ist das ja auch unschuldig.

Daran hatte er nicht gedacht! Und er über-

legte einen Augenblick, ob er das mit Dank annehmen solle. Aber in der nächsten Sekunde, als er merkte, dass er sein Pathos und seine Rache verlor, verwarf er den guten Weg und schlug den bösen wieder ein.

— Ich werde sie von der Erde ausroden. Meine Frau (meine!) dürfen sie nicht unbestraft anrühren!

Meine! das war die ganze Sache.

Nach fünfundzwanzigjähriger Ehe starb die Frau.

Als sie fühlte, dass es der Tod sei, der sich ihr zu nähern wage, wurde sie böse; nur böse; etwas anderes konnte sie nicht werden!

— Sieh da! war alles, was sie sagte, als sie schliesslich ihren Meister gefunden hatte. Und dann starb sie.

Er lief eine Zeitlang umher und erhob oder forderte Weihrauch; und da gebildete freundliche Menschen gern einen Trauernden trösten und gut von einem Toten sprechen, so bekam er einen vollen Klingelbeutel!

Nach einem Monat aber hatte er sie vergessen, und wie ihre Hülle im Grabe zusammenfiel, so fielen ihm die Schuppen von den Augen. Auch weil ihre Schreckensherrschaft aufgehört hatte, wagte er allmählich über sie zu denken und zu sprechen, wie sie gewesen war.

Unter anderm gestand er mir in einem Café:

— Ja, eigentümlich ist es jedenfalls, dass ich mit Fina (hier sah er sich erschrocken nach einem Lauscher um) fünfundzwanzig Jahre habe leben können, ohne dass wir eigentlich einander gekannt haben. Vor einem Jahr noch musste ich sagen: „Ich verstehe nicht ein Wort von dem, was du sagst, und du begreifst nicht, was ich mit

meinen Worten meine! Wir sprechen ja nicht dieselbe Sprache!“ (Hier bereute er sein Geständnis, und empfand Furcht vor ihrem Schatten.) „Aber jedenfalls, sie war mir eine gute und getreue Frau, die man schätzen musste.“

Wir waren gezwungen, sie zu schätzen und sogar ein Glas auf ihr Andenken zu trinken. Sonst hätte er uns getötet!

Sie besass auch noch ein anderes grosses Verdienst, das wir schätzen mussten.

Sie hatte nämlich eine Tochter so verkehrt erzogen, dass diese in ihrer Jugend aus Überanstrengung starb. Das wussten wir, weil er selber es erzählt hatte, und zwar missbilligend. Jetzt aber wurde die Übeltat umgefärbt und zu einem Verdienst, dem allergrössten.

— Und eine Mutter war sie, wie keine zweite! Sie erzog ihre Tochter (aber das musste ja eine Mutter tun, allerdings mit etwas mehr Zärtlichkeit!), gab ihr die Erziehung, die ihr selber fehlte . . . sie opferte sich für ihr Kind! Opferte sich! . . . Fina machte sich allerdings Vorwürfe . . .

Hier schlug es zurück in der Maschine, als er davon sprechen wollte, dass Fina sich wirklich Vorwürfe gemacht habe, jedoch nach dem Tode der Tochter, weil sie sie gezwungen, Latein zu lernen, und sie morgens, obwohl sie krank war, um fünf Uhr aufgejagt hatte.

Den Rest verschlang er mit dem Inhalt des Glases; aber wir wussten den Rest auswendig und fanden, es sei schade um ihn. Das aber verstand er nicht, sondern glaubte, er habe uns angeführt!

Dieser Mann besass ein kleines Talent, das ihn gesucht machte: er konnte Whist spielen.

Dabei kam ihm seine Duckmäuserei und Tücke

gut zu statten. Er spielte nicht hoch, sondern sehr niedrig, nur um zu spielen; die Verstellung und Hinterhalte des Spiels verstand er ziemlich gut. Und wenn er als vierter Mann gesucht wurde, hielt er sich für etwas Bedeutendes.

Daher nahm er die Einladung an, als sei er unentbehrlich; obwohl die andern drei unentbehrlicher waren. Er steigerte seine werte Person und liess die andern verstehen, dass er das Spiel besorge, während sie nur Mitspielende seien.

Als meine Tochter krank wurde, stellte ich unsere Partie ein. Er beklagte ja mein Unglück, konnte aber seine Enttäuschung über ein ausgefallenes Vergnügen nicht verbergen. Ja, er telephonierte schliesslich ungeduldig:

— Ist sie noch nicht wieder gesund?

Sie wurde nicht wieder gesund, sondern starb. Seine Art zu trösten war ihm recht ähnlich:

— Du musst nicht grübeln! Entschlag dich der Sache! Sonst wirst du krank!

Ich hätte ja gern von der Toten gesprochen, um meine Trauer zu lindern, wie er hatte sprechen dürfen, als er um Fina trauerte. Jetzt aber war es etwas anderes! Er wurde zerstreut, hörte falsch, verdarb das Gespräch, stellte sich taub und dumm; vor allem peinigte ihn ein so trauriges Thema, er blickte nach dem Spieltisch, fand schliesslich einen Vorwand und ging.

Doch schien er Teilnahme für Menschen zu empfinden, denn er trat im Augenblick des Unglücks auf; schien allerdings eher neugierig als teilnehmend zu sein. Hörte gern von einem Unglück, aber nicht die Einzelheiten.

Alle ehrenrührigen Handlungen hielt er streng von sich entfernt, denn er hatte Furcht, er könnte hineingezogen werden und als Zeuge erscheinen müssen. .

Einmal war ich ungerecht angeklagt; er hatte die vollkommen unschuldige Handlung gesehen. Aber er schwieg! Sah zu, wie ich bestraft wurde! Aber schwieg! Ich glaubte, er hasse mich insgeheim und sehe gern, dass ich leide.

Er wusste auch, dass eine ganze Menge Anklagen, die gegen mich erhoben wurden, falsch waren; wenn ich mich aber verteidigen wollte, schwieg er auf diese unangenehme Art, als denke er, ich lüge.

Wenn ich mich erklären wollte, so stellte er sich, als missverstehe er, was ich sagte. Auch wenn meine Unschuld später völlig bewiesen wurde, seinen ersten ungerechten Gedanken konnte ich nicht mehr ausroden. Er wurde böse, nannte mich nachtragend, kleinlich, rachgierig, alles mögliche, nur weil er unrecht gehabt hatte!

Er hatte eine Menge menschenfreundliche Worte gelernt, die er bei ernsten Gelegenheiten benutzte und die ihm das Ansehen eines teilnehmenden Menschenfreundes verschafften. Ich aber fand, sie wurden an unrechter Stelle angebracht, wirkten, als seien sie aus Toasten und Grabreden herausgenommen.

Er konnte sein Gesicht nicht beherrschen, sondern das verriet zuweilen gegen seinen Willen seine wirklichen Gefühle, die er verbergen wollte.

So hatte ich einmal eine grosse öffentliche Beschimpfung zu erleiden und hielt mich zu Hause, ohne einen zu empfangen. Da kam er eines Abends, und da er für den Augenblick „mein einziger Freund“ war, öffnete ich die Tür. Er reichte mir teilnehmend seine Hand und schüttelte meine so, als ob die Hand sagte: Armer Freund! Zugleich aber lachte sein Gesicht auf eine unnatürlich widrige Art, als habe das Mienenspiel versagt. Mir wurde bange vor ihm. Gleich darauf aber

kamen die teilnehmenden Worte in Massen, und er sprach seinen Unwillen aus über die Ungerechtigkeit, die ich zu erleiden gehabt. Dabei vergass er nicht, die schlimmsten Schimpfworte zu zitieren, die ich nicht kannte; und als er ging, hatte er in meine geschützte Häuslichkeit all den Kot geschmuggelt, den ich von mir ferngehalten, indem ich keine Zeitungen las und nicht auf Klatschbasen hörte.

Diesen „meinen einzigen“ Freund hatte ich in seinen schweren Tagen getröstet, hatte seine Legenden lange Jahre hindurch angehört, ohne sie zu vernichten, da ich ihn nicht zur Verzweiflung bringen wollte.

Er hatte mir Dienste geleistet, die ich mit Gegendiensten bezahlt; aber meine Gegendienste strich er aus: ich war ihm immer etwas schuldig nach seiner Ansicht. Und er erinnerte oft an seine Dienste, aber nie an meine Gegendienste; nannte mich undankbar.

Warum er mich eigentlich hasste? Ich vermute, mein Gesicht hat ohne mein Wissen zuweilen verraten, dass ich an sein Märtyrertum nicht glaubte, auch nicht an seine Legenden; und einer Sache bin ich sicher, dass er wusste, ich bewundere seine Frau nicht; und das verzieh er mir nie!

Mein „einziger, letzter Freund“!

Wie verlogen das Leben ist! Und wie schwer es ist, zu leben!!!

Swedenborg glaubt an Hexen, da er sie gesehen habe, und das tue ich auch, denn ich habe einige gekannt.

Unter Hexe ist ein Weib zu verstehen, das durch einen starken Willensakt ihre Körperseele aussenden kann. Sie kann diese nachts zu schlafenden Jünglingen und Männern senden, um denen die Illusion (volle Wirklichkeit) einer Umarmung zu geben. Das war der Sukkubus oder Inkubus des Mittelalters, der in Goethes „Faust“ vorkommt, und den der Autor der „Magie des Mittelalters“ nicht begreifen konnte, weil er im Fleisch lebte.

Ich habe vor vielen Jahren im Ausland eine Hexe gekannt, ohne zu verstehen, wen ich vor mir hatte. Sie konnte mein Gesicht so verdrehen, dass ich sah, was nicht vorhanden war; sie konnte mich besuchen, wann sie wollte; wenn sie böse auf mich war, konnte sie mir Selbstmordmanie einflössen; sie besass die Kraft, mir alle möglichen Gefühle beizubringen; sie wünschte sich so stark Geschenke und Geld, dass ich von innen die Eingebung bekam, ihre unausgesprochenen Wünsche zu erfüllen.

Swedenborg spricht von lasterhaften Frauen, die Hexen werden.

„Sie flössen andern, die sie hassen, ein, dass die sie ums Leben bringen sollen, denn sie wissen, dass sie nicht sterben können; dann klagen sie die als Mörder an und verbreiten es.“

„In der Hölle besteht das höchste Vergnügen ihres Lebens im Peinigen; ja, mittels in der Welt unbekannter Künste, durch welche sie die feinsten Gefühle beizubringen verstehen, ganz als wenn die im Körper wären.“

Damit der Leser nicht glaube, dies seien Phantasien oder Einbildungen, will ich ausplaudern, was eine Hexe mir erzählt hat, denn ich habe mehrere Hexen gekannt.

Ich fragte einmal, als der Wein ihr die Zunge gelöst hatte:

— Wie fangen Sie es an?

— Ja, ich liege da und denke mir . . .

Ich ging mit einer Hexe die Strasse hinunter, und aus der Entfernung sahen wir, wie eine Frauensperson vergebens auf ein Zweirad zu kommen suchte.

— Nein, du kommst nicht eher hinauf, als ich es will, murmelte meine Hexe.

Die Dame mühte sich eine ganze Weile ab, aufs Rad zu kommen.

— Hinauf mit dir! sagte die Hexe und wandte den Kopf ab. Im selben Augenblick war die Dame im Sattel.

Sie hatte also das böse Auge, war „jettatore (-trice)“, brachte einem Unglück, war natürlich grausam und wollüstig; denn das gehört dazu!

Sie war sehr hässlich, konnte einen aber so blenden, dass sie schön aussah, jedoch nicht für alle und nicht immer. Mit dreiundvierzig Jahren konnte sie bei besonderen Gelegenheiten ganz wie siebzehn aussehen.

Nun will ich gestehen, dass die meisten Frauen diese Fähigkeit besitzen. Man nennt es ihren Charme oder Reiz, und der kann einem Mann buchstäblich den Verstand rauben.

Viele Mädchen, welche diese gefährliche Gabe entdeckt haben, missbrauchen sie aus Unverstand. Aber viele handeln wie auf Befehl, unter Zwang und sind geschützt in ihrem schrecklichen Beruf: gottlose Männer zu strafen.

Darum ist der Gottlose wehrlos gegen die

Furie; und das hat einfältige Männer veranlasst, von Frauenmacht zu sprechen und zu schreiben. Sie hat nur Macht über die Gottlosen.

— Du hast keine Macht über mich, sie sei dir denn von oben gegeben!

Gegen die Hexe gibt es nur einen Helfer: Der Herr, der lebendige Gott!

Während der Hexenprozesse kamen oft Fälle vor, dass Frauen sich selber angaben und verlangten, verbrannt zu werden. Diese hatten wahrscheinlich aus Neugier oder Unverstand gehandelt. Als sie das böse Wesen hervorgerufen hatten und es im Körper spürten, fühlten sie, der Scheiterhaufen sei die einzige Befreiung.

Noch vor sieben Jahren las ich in einer Zeitung von Hexen in Lima, die verlangten, verbrannt zu werden.

Also, junge Frauen, pflegt eure Macht, die Gott euch gegeben hat, aber für das Gute! Missbraucht ihr sie aus Herrschsucht, Bosheit oder Wollust, so habt ihr den Wahnsinn oder den Tod zu erwarten!

Ein Mann hatte seine Seele an ein böses Weib verloren. Er hasste sie, da sie aber seine Seele umhertrug, so vermisste er die. Und diese Sehnsucht nahm er als Liebe wahr. Sie trennten sich. Und jedesmal, wenn die Hexe ihre Gefühle auf einen andern übertrug, wurde er befreit.

Als sie das letztemal merkte, dass er befreit wurde, ward sie von Wut erfasst. Sie wollte ihren Liebhaber besitzen, aber auch den ersten peinigen. Da geriet sie in eine Doppelschlinge. Den Mann wollte sie nicht lassen, und darum warf sie seine Gefühle auf ihn, telepathisch, denn sie war ja eine Hexe. Aber im selben Augenblick war kein Platz

mehr für den Liebhaber, und sie konnte ihn nicht „besitzen“, denn er wurde neutralisiert.

Da erfindet sie die satanische Intrige, durch ihre Körperseele die beiden Männer in unerlaubte Verbindung zu bringen. Das fühlte der geschiedene Mann, und um der Sünde zu entgehen, erschoss er sich!

Nun ist die Frage: verdiente eine solche Frau nicht den Scheiterhaufen?

Und hatte nicht der Mann das Recht, sich zu töten, da er auf keine andere Art von der Sünde, die er verabscheute, frei werden konnte?

DER PFEIL IN DER LEBER

Wenn ein junger Mann in eine Familie geladen wird, so soll er ja höflich gegen die Wirtin sein. Aber er soll ihr nicht Höflichkeiten über ihr Aussehen sagen, nicht einmal über ihre Toilette; er soll nicht in ihre Augen sinken noch es auf sie anlegen; nicht gemeinsame Sympathien entdecken; mit einem Wort, sie nicht anrühren.

Wenn er das tut, so kann er dafür büssen mit einem langen Leben in unaussprechlicher Qual. Sie kann nämlich aus Unbedachtsamkeit ihren Charme auf ihn werfen, und dann kann er entweder an unbeantworteter Liebe sterben, oder die beiden können fürs Leben in einer namenlosen Hölle verbunden werden. Der berechtigte Hass des gekränkten Mannes ist so stark, dass er wie ein Fluch durch das ganze Leben folgen kann.

Das Buch der Sprüche hat viel über diese Sache zu sagen; aber überall ist es die verheiratete Frau, die verführt, doch der junge Mann hat die Folgen zu tragen:

„Er folgt ihr alsbald nach, wie ein Ochse zur Fleischbank geführt wird, und wie zur Fessel, da man die Narren mit züchtigt, bis sie ihm mit dem Pfeil die Leber spaltet; wie ein Vogel zum Strick eilet, und weiss nicht, dass es ihm das Leben gilt."

Die Gleichstellung, die gesetzliche, zwischen Mann und Weib, kann niemals durchgeführt werden. Und wennn man sie durchführte, würde das Weib nur verlieren, denn der Mann müsste dann sich so roh zu machen suchen, wie die Sache es verlangte.

Dieses Gefühl für sein Weib, das die Natur beim Mann niedergelegt hat, ist in allen Gesellschaftsklassen so ausgeprägt zu finden, dass ein Paria, der sich verheiratet, seine Frau mehr respektiert als sich selber.

Man antwortet: in den untern Klassen schlägt der Mann seine Frau immer, in den oberen Klassen zuweilen. Darauf habe ich so oft geantwortet: Ehe ein Mann Hand an das Weib legt, das er liebt, muss sie sich selber mehrere Male so tief erniedrigt haben, dass die letzte Erniedrigung nur eine Form war, die von selber kam.

Aber der Mann, der durch nicht überlegten heiligen Zorn zum Schlagen gezwungen wurde, wird nachher von einem solchen Entsetzen ergriffen, von einem solchen Lebensüberdruss, dass er sich töten möchte.

Es ist also eine Gewähr vorhanden, dass die Frau besser behandelt wird, als sie verdient. Und in der Häuslichkeit nach einer Szene, wenn der Mann harte Worte gesagt hat, die aber wohl verdient waren, ist er es, der am meisten leidet. So leidet, dass er um Verzeihung bittet, „weil er unrecht gehabt habe“.

Ein Vater verzeiht ja seinem Kind bis in Unendlichkeit; wieviel mehr denn seinem Weib! Sie lügt, sie stiehlt, sie täuscht; und doch klagt er sie nie an. Verzeiht und geht weiter! Ehrt sie, wie vorher, trägt ihre Schuld.

Wenn der Mann sich ebenso betrüge, und man zählte seine Vergehen zusammen und verklagte ihn, so würde er sein ganzes Leben im Gefängnis sitzen müssen.

Ich kenne einen gebildeten Mann, der eine Halskrankheit bekam. Seine gebildete Frau erklärte, sie habe sich nicht verheiratet, um Krankenpflegerin zu werden, und wenn er acht Tage so dazuliegen gedenke und „sie zum Zölibat verurteile“, würde sie „auf die Strasse gehen“.

Er wurde bald gesund, und als er bei ihrer nächsten Periode zu achttägigem Zölibat verurteilt wurde, sagte er natürlich nicht ein Wort, sondern fand das ganz selbstverständlich.

Bei der nächsten Schwangerschaft musste er zwei Monate lang in Zölibat leben; er sagte kein Wort, sondern zeigte nur Teilnahme für ihren Zustand.

Ich kenne einen Mann, der sich mit einer Frau in grosser Liebe verheiratete. Bei der ersten Vereinigung traf er auf einen Vorfall und eine Inversion. Statt aber zu klagen, tröstete er sie, beklagte sie.

Was tat sie zum Dank? Sie rächte sich an ihm, mordete ihn; und er starb, ohne ihr Geheimnis verraten zu haben.

Sie mordete ihn, mit Worten natürlich, und warf die Schuld auf ihn, der nicht das Wort Schuld von ihrem Gebrechen gebraucht hatte. Aber allein der Umstand, dass er einen „Fehler“ bei ihr entdeckt hatte, war zu viel: dafür musste er sterben! Seitdem leugnete sie die Tatsache und warf eine fingierte Tatsache über ihn.

Wie viele Männer sind nicht ins Grab gegangen mit dem Geheimnis ihrer Frau, dieses Geheimnisses wegen?

Die Sage von Tobias könnte wieder erzählt

werden, und die Todesursache müsste man genau angeben, soweit es nicht im Gesetz verboten wäre. Die Tugend ist in höchster Instanz ihr eigener Lohn, aber im irdischen Leben kann sie den Mann in die grössten Gefahren bringen. Wenn er sich zum Beispiel mit einer geliebten Frau verheiratet und Kinder wünscht, sie aber keine haben will; und wenn dann der Mann aus einem Gefühl der Reinlichkeit sie und sich nicht erniedrigen möchte, so kann es ihm sein ganzes Glück kosten.

Ein Idiot, der in seiner Gemeinde für einen grossen Schlaukopf gilt, hat kürzlich Gleichstellung im Ehebruch verfochten. Nun ist dieses Verbrechen unsühnbar für beide Teile; aber Gleichstellung kann doch nicht eintreten, da die Natur es so gefügt hat, dass das Vergehen der Frau ein falsches Kind in die Ehe schmuggelt, während der Fehltritt des Mannes das nicht tut. Nämlich wenn man die Sache vom zoologischen Gesichtspunkt betrachtet.

DAS GEHEIMSTE

Vor einigen Jahren kam ein junger Mann zu mir und fragte mich um Rat im Geschlechtlichen. Meine Antwort wurde und ist noch heute:

— Davon weiss ich nichts. Die Erfahrung hat mir so viele sich widersprechende Antworten gegeben, dass ich keine Ansicht in dieser Sache haben kann. Aber in der Liebe weiss ich etwas, und die Kardinalpunkte sind: Spiel nicht mit der Liebe! Sieh nicht auf das Weib eines andern! Sei deiner Gattin treu!

In der Ehe ist es recht misslich: bald soll es so sein, bald so! Bald muss man für seine Tugend büssen bald für seine Ueppigkeit.

Swedenborg ist nicht so streng, wie man erwarten sollte. Ich will ihn nicht zitieren, um nicht die Liederlichkeit zu unterstützen. Aber er findet es sowohl natürlich wie richtig, dass der Mann mit einer Frau vereinigt ist; aber nur mit einer auf einmal.

Ich habe als Verheirateter gelebt und als Zölibatär. Hinterher habe ich gefunden, beides war gleich gut; aber während sie gelebt wurden, waren beide gleich schwer. Die Ehe band einen an die Erde, und zwar so sehr, dass man das Gefühl hatte, man komme nie wieder los. Das Zölibat gab eine Freiheit, die ich nicht benutzen konnte; diese Freiheit mündete in Selbstmordmanie aus, die ich für die Kehrseite des Schöpfertriebes halte.

Aber für Alltagsmenschen ist die Ehe notwendig. Sie gibt dem Leben Interesse, hält einen aufrecht, macht es warm um einen, berichtigt die Eigenliebe. Es ist eine harte Schule, die aber schöne Erinnerungen hinterlässt, auch wenn sie noch so hässlich war.

Menschen sollen in dem geheimen Erosleben nicht forschen, und nicht einander darin beurteilen. Der eine ist mit grosser Zeugungslust geboren, der andere mit geringerer; da gibt es keine Skala. Und die Natur korrigiert sich am besten selber.

GOETHES OKKULTISMUS

Goethe war bekanntlich ein Seher, ein Fernschauer und ein starker Hypnotiseur. Wenn er in Eros mit einer Frau eintrat, konnte er sie aus der Entfernung mit seiner Sehnsucht zu sich rufen und mit ihrer Körperseele verkehren. (Siehe Eckermann.)

Goethe besass etwas von Swedenborgs Fähigkeit, aus der Entfernung wahrzunehmen. Einmal klingelte er mitten in der Nacht nach seinem Kammerdiener. (Es war in Weimar, und er hatte sein eisernes Bett ans Fenster gerollt, um den Himmel zu betrachten.)

— Hast du nichts am Himmel gesehen? fragte er den Kammerdiener.

Als der verneinte, schickte Goethe ihn nach der Hauptwache, um den Posten zu fragen.

Der hatte auch nichts gesehen.

Am nächsten Tag erzählte Goethe seine Beobachtung bei Hofe; darauf äusserte eine Dame: „Goethe schwärmt!"

Aber Goethe hatte vorher schon diese Worte ausgesprochen:

— Wir sind in einem bedeutenden Moment; entweder wir haben in diesem Augenblick ein Erdbeben oder wir bekommen eins.

Nach einiger Zeit kam die Nachricht, in derselben Nacht sei ein Teil von Messina durch ein Erdbeben zerstört worden.

Es ist nicht denkbar, dass ein Erdbeben in Messina auf Wolken in Weimar zu sehen gewesen ist; das ist durchaus unmöglich, denn Erdbeben haben keine Lichterscheinungen im Gefolge, wenn sie nicht im Zusammenhang mit vulkanischen Ausbrüchen stehen. Aber der Ätna liegt sieben Meilen von Messina und hatte in diesem Jahr 1787 keinen Ausbruch.

In seiner Lebensgeschichte erzählt Goethe seine bekannte Vision: wie er sich selber (seinen Doppelgänger im Astralkörper) sah; um sie besser im Gedächtnis zu behalten, mag sie hier wiedergegeben werden.

Er hatte gerade von Friederike unter Tränen Abschied genommen und eilte den Fusspfad nach Drusenheim zu, als er diese Vision erblickte:

„Ich sah nämlich, nicht mit den Augen des Leibes, sondern des Geistes, mich mir selbst, denselben Weg, zu Pferde wieder entgegenkommen, und zwar in einem Kleide, wie ich es nie getragen: es war hechtgrau mit etwas Gold. Sobald ich mich aus diesem Traum aufschüttelte, war die Gestalt ganz hinweg. Sonderbar ist es jedoch, dass ich nach acht Jahren, in dem Kleide, das mir geträumt hatte, und das ich nicht aus Wahl, sondern aus Zufall gerade trug, mich auf demselben Wege befand, um Friederiken noch einmal zu besuchen."

Und zu Eckermann sagt Goethe:

„Wir wandeln alle in Geheimnissen. Wir sind von einer Atmosphäre umgeben, von der wir noch gar nicht wissen, was sich alles in ihr regt und wie es mit unserem Geiste in Verbindung steht."

„Unter Liebenden ist diese magnetische Kraft besonders stark und wirkt sogar in die Ferne."

„Ich glaubte schon damals fest an eine gegenseitige Einwirkung, und dass ich durch ein mächtiges Verlangen sie herbeiziehen könne."

„Auch glaubte ich mich unsichtbar von höheren Wesen (Geistern!) umgeben, die ich anflehte, ihre Schritte zu mir, oder die meinigen zu ihr zu lenken."

Ein verrücktes Weib reist umher und predigt freie Liebe.

— Was meinst du mit predigen?

— Die frohe Botschaft verkündigen, dass freie Liebe Glück und Lebensfreude sei, und die Menschen auffordern, sich von der treuen Liebe zu der treulosen zu bekehren.

— Aber es gibt doch schon freie Liebe; in unsern Dienstbotenkammern, in den Gassen bei Nacht, in den Wäldern um die Kasernen.

— Gewiss! Darum nenne ich das Weib verrückt; aber auch, weil sie einen so schlechten Geschmack hat, das Schlechtere dem Besseren vorzuziehen.

— Aber sie meint doch wohl auch etwas anderes?

— Ja, sie versteht freie Liebe für die Frau in der Ehe, nicht für den Mann.

— Ach so! Aber dann will sie ja die Prostitution in die Ehe einführen.

— Ja, die Konsequenz wird wohl, dass die freien Frauen einmal in der Woche besichtigt werden müssen.

— Ja, allerdings! Aber sie gehen doch zum Geistlichen und legen einen Meineid ab, um gesellschaftliches Ansehen zu geniessen und die Besichtigung zu vermeiden.

— Das ist die verheiratete Halbwelt!

— Früher liessen sich die Frauen scheiden, um Kokotten zu werden; jetzt aber lassen sie sich trauen, um Kokotten zu werden! Das ist die Entwicklung!

Ich habe in diesem Buch von einem Bildhauer erzählt, der eine garstige Frau hatte, die zu der verheirateten Halbwelt gehörte. Die Professorin führte die Unterhaltung einer Kokotten, wollte wie eine Unverheiratete leben, obwohl sie verheiratet war und Kinder besass. Der Mann schlug sie zuweilen, denn er wusste genau, wer sie war.

Dann starb sie, und der Bildhauer schuf eine Statue aus Marmor in ganzer Figur — das sollte sie sein — und liess sie auf dem öffentlichen Platz eines Badeortes aufstellen. Ich glaubte erst, er habe etwas Schönes bei der Frau gesehen, das wir andern nicht sehen konnten; ich glaubte dann, er habe seine schönen Gedanken und Gefühle in Marmor dargestellt, und dabei wollte ich für den Augenblick bleiben.

Alles, Modell und Statue, war sein Werk. Als er dieses Weib zu lieben anfing, begann sein Schöpfungswerk. Aus ihrer ungeordneten Seelenmaterie machte er mit seinen schönen Gefühlen und Gedanken eine Gedankenform, die das Weib zuerst bewunderte und verehrte und der es gleichen wollte. Aber sie konnte nicht mitkommen; zu Hause strengte sie sich wohl an, die Pose und die Gebärde für eine Weile einzunehmen; kam sie aber nur in Gesellschaft, so warf sie Maske und Kostüm ab, fiel aus der Rolle.

Aber der Mann arbeitete an seiner Gedankenform; litt, wenn er ihr keine Form zu geben vermochte; verzweifelte, wenn sich das widerstrebende Material seinen schönen Absichten nicht unterwerfen wollte. Litt am meisten, wenn er sah, wie sie von andern unfähigen Händen befingert und modelliert wurde. Die Gesellschaft, deren Essen, Kleider, Wagen sie in Feuilletons

schilderte, hatte ihr eigenes Bild von diesem Kind der Welt, und das war das wirkliche. Der Bildhauer trug sein Bild, das er schliesslich in Marmor sah.

Ich war nur erstaunt, dass sein Marmor dem wirklichen Bild so genau glich. Doch merkte ich, dass er retuschiert hatte. Die Verhältnisse der Brust und des Rumpfes waren geändert, die Arme ausgefüllt, der Fuss war schön gemacht, obwohl er es in Wirklichkeit nicht war; das Oval des Gesichtes war fixiert, obwohl es etwas hexenartig war. Aber auch die Pose selber war vor allem sein Eigentum: über ein Buch in Nachdenken versunken. Er hatte sie wohl in einem solchen Augenblick gesehen, da sie am meisten Seele und am wenigsten Erdgeist war und am besten seinen schönen Gedanken entsprach.

Die Gattin des Dichters ist ja etwas Apartes, aber auch von ähnlicher Art. Die Menschen machen weite Reisen, um die Muse des Dichters zu sehen. Besitzt die Selbstbeherrschung, so gibt sie die Rolle; oft aber wird sie müde, und man bekommt etwas ganz anderes zu sehen.

Im allgemeinen bewundert sie ihren Dichter nicht, obwohl sie sich so stellt. Dass er sie verehren kann, versteht sie nicht, obwohl sie ihren Vorteil dabei findet. Und sie ist sehr geneigt, ihn Humbug zu nennen, weil er sie verehrt. Sie möchte sagen, dass er sich selber in ihr verehrt, aber das tut er nicht.

— Warum möchtest du nicht so schön werden wie ich dich machen will? fragte er sie.

— Wie bist du denn selber?

— Ich? Du sollst besser als ich sein, damit ich zu dir hinaufsehen kann. Du sollst vollkommen sein, denn du bist ja mein Ideal.

Ideal nannten wir in den sechziger Jahren das geliebte Weib. Wir wussten wohl, dass Dantes Beatrice sich mit einem andern verheiratete, dass Stagnelius' Amanda vielleicht nicht so liebenswürdig war, dass Malmströms Angelika kein Engel war, aber wir empfanden, dass in des Mannes subjektiver Auffassung der Liebe eine schaffende Kraft liegt, die zuerst ein Idealweib schafft und dann durch das ein Kind. Das ist wohl das Göttliche bei dem sonst an die Erde gebundenen Mann, dass er schaffen kann, und im schlimmsten Fall aus dem blossen Nichts!

Dabei kann man wohl stehen bleiben. Sonst ist die Sache unerklärlich!

HÖHERE EXISTENZFORMEN: DIE TOTENINSEL

Man hat den Missvergnügten oft gefragt, wie er sich einen besseren Zustand, ein seligeres Dasein denke. Swedenborg hat selige Zustände auf andern Erden geschildert, und wenn ich daraus die nächste Daseinsform konstruieren sollte, würde es so sein.

Der Körper aus einer feineren Materie geschaffen, und die Nahrungsstoffe so subtil, aus Pflanzen allein, dass sie vollständig für den Unterhalt des Körpers aufgebraucht werden, also keinen Rest lassen. Die Verdauung mit ihren unschönen Umständen bliebe also aus, und die Absonderung geschähe nur durch Ausatmung von Wasserdämpfen und reinen Gasen.

Das wäre ein reines Leben. Die Pflanzen, von denen man lebte, brauchten nicht gedüngt werden, und Vieh wäre nicht vorhanden, da die Bäume Milch, Früchte, Honig, Wein geben.

Die Luft würde natürlich eine andere Zusammensetzung haben, die Gesetze der Schwere andere sein, so dass man sich durch Atemholen, das die Luft des Körpers verdünnt und sein eigentliches Gewicht vermindert, bewegen könnte.

Der Tag hätte neun Stunden, und das Leben reichte nur dreissig Jahre. Zwei Stunden Arbeit, eine Stunde Mahlzeit, zwei Stunden Unterricht und Vergnügen, vier Stunden Schlaf.

Die Menschen wohnten in reinen schönen Hütten, deren Dächer offen wären, damit die Menschen die Sterne wandern sehen könnten.

Sie lebten in Paaren, Mann und Weib, und wären glücklich, einander nahe zu sein; aber sie erzeugten keine Kinder, denn dies wäre nur eine Station, die nächste nach dem Tod vom Erdenleben.

Diese ganze Station bestände aus Inseln, die schwimmen in einem Etwas, das Luft oder Wasser sein könnte. Die Berge beständen aus allen schönen Steinarten, wären aber nur Gleichnisse. Da die Inseln umherschwimmen würden, änderte sich die Aussicht beständig; Reisen würden deshalb unnötig. Auf jeder Insel gäbe es eine Burg, auf der Wächter, Helfer und Lehrer wohnten.

Hier leben nun gute Menschen, die das Erdenleben beendigt und die Prüfung bestanden. Sie haben es schwer im Leben gehabt, sind in Laster und Verbrechen herabgezogen, haben aber einen solchen Abscheu vor dem Bösen bekommen, dass sie sich dem Guten zugewandt haben. Von dem menschlichen Tierkörper und von böse und unwahr befreit, sind sie schön und rein. Sie sind halb durchsichtig, so dass sie nichts verbergen noch lügen können.

Hier ruhen sie aus nach den Schrecken des Lebens. Die Arbeit mit dem Garten ist nur ein schönes Spiel, geschieht bei Wanderungen am Strand, unter Laubgewölben, unter Blumen und singenden Vögeln von höherer Schönheit, als wir uns denken können.

Sie werden jetzt von Lehrern darin unterrichtet, was der Sinn ihres vergangenen Erdenlebens gewesen ist. Warum sie von diesen Eltern und unter diesen Bedingungen erzeugt worden? Sie erfahren die Ursachen, warum ihr Verkehr so gewesen, ihre Lehrer gerade diese.

Das ganze seltsame Gewebe des Lebens wird aufgetrennt, und sie sehen die Fäden in ihrem Schicksal. Warum sie diese Handlung, die sie missbilligten, haben begehen müssen; warum andere sie ungerecht haben quälen dürfen.

Mit jeder Erklärung löst sich ein Band der Bitterkeit; Licht und Versöhnung breitet einen

stillen Schein über die furchtbare Vergangenheit. Sie verzeihen in ihrem Herzen ihren Feinden, ja segnen sie zuweilen. Alles, auch das Entsetzlichste erscheint in einem versöhnenden Licht; und damit, nur damit werden ihre hässlichen Erinnerungen, von denen sie niemals glaubten frei werden zu können, ausgetilgt.

Sie weinen vor Freude und geraten in Entzückung. Das haben sie sich nicht denken können: dass eine Versöhnung mit der Vergangenheit möglich sei.

Und sie loben Gott bei Sonnenaufgang, dass er ihnen diese Gnade gewährt habe; denn früher haben sie nur gewünscht, sie könnten alles vergessen, was sie erlebt.

Hier sind keine Bösen und keine Unwahrhaften.

Sobald aber jemand die Neigung zeigt, zum Alten zurückzukehren, wird er entfernt, entweder durch einen schmerzfreien Tod oder durch Zurücksendung nach Armageddon, wie sie die Erde nennen.

Unterricht in den sogenannten Welträtseln, der Kosmogonie, Theogonie, Philosophie oder den Wissenschaften können sie hier nicht erhalten, denn dazu reicht ihr Verstand nicht aus. Aber eins dürfen sie wissen: alles, was sie in Wissenschaft auf Erden gelernt haben, ist falsch, aus Strafe, weil sie wie Gott wissend werden wollten.

Das ist die Ruhestation oder die Sommerferien oder der erste Tod; und die Tage sind ihnen so kurz wie ein Fest. Sie sehnen sich nach dem morgenden Tag, um mehr von ihrem Schicksal zu erfahren und dadurch sich mit der Vergangenheit auszusöhnen; die war doch der einzige Weg zu Friede und Seligkeit, um den Glauben an den guten Gott und die Hoffnung auf ein besseres Leben wiederzugewinnen.

Mit dreissig Jahren entschlafen sie eines Nachts, ohne es zu wissen, um an andern Orten weiter erzogen zu werden, in Weisheit, Liebe, Glauben und Hoffnung!

Ist es nicht sowohl reizvoll wie befriedigend, sich „Die Toteninsel“ so zu denken?

Seite

Seite

Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn



